

Wolfserzählungen

Der Wolf in der „Volkspoesie“ der Deutschen in der Dobrudscha
(und Bessarabien)

Hausarbeit im Oberseminar:

KULTUR UND BILDUNG DER DEUTSCHEN IN SÜDOSTEUROPA

Dozent: Prof.J.Niermann

Universität Köln, Philosophische Fak., WS 1994/95

Referent: Wolfgang von Nathusius;

Koblenz, 5.2.1995



„Wölfe“

Gemälde von Prof. Dr. M. Monika Niermann

Biographie, Bildung und Kultur der Deutschen in Südosteuropa:

Wolfserzählungen: DER WOLF IN DER "VOLKSPOESIE" DER DEUTSCHEN IN DER DOBRUDSCHA (UND BESSARABIEN)

I. EINLEITUNG

Von 1841 bis 1940 - nur ein Jahrhundert, und eigentlich nur zwei Generationen von etwa 1880 bis 1940, denn ab 1880 gab es die starke deutsche Zuwanderung aus Südrußland - dauerte die Besiedlung der Dobrudscha durch Deutsche. Sie endete abrupt 1940, als die Kolonisten von Hitler-Deutschland, das den 2. Weltkrieg begonnen hatte, „Heim ins Reich“ geholt wurden: Das war in Wirklichkeit für diese Menschen ein Heimatverlust, eine Zwangsumsiedlung, die oft genug in Lager führte. Nach dem Krieg schloß die Ost-West-Konfrontation die Rückkehr endgültig aus. Die wichtigste Quelle über die Kultur der Dobrudschadeutschen, das über 20 Jahre von 1956 bis 1977 erschienene „Jahrbuch der Dobrudschadeutschen“ (Heilbronn; im folgenden kurz JAHRBUCH), bringt immer wieder Ausdrücke von Heimweh, das sich mit Kindheit verbindet:

Ich möchte noch einmal...

Von Johann Frank, Mamuslia

Wenn die Gedanken wandern zurück durch mein Leben,
da möcht ich noch einmal ein Junge sein:
so richtig nach Mamuslier Mundart reden
und riechen nach Stall und dem Schweiß von Pferden,
auf Schmutz nicht achten müssen, ach, wär das Ban

Ich möchte noch einmal am Tische sitzen,
die Hände falten bei Vaters Gebet;
noch einmal barfuß durchs Wasser flitzen,
wenn vorbei das Gewitter mit seinen Blitzen,
und der Dampf sich sacht von der Erde hebt.

Ich möchte noch einmal die kleine Schwester
hüten und nicht mehr stoßen ins Wasserfaß,
im Garten suchen nach Haubenlerchennestern
und lauschen am Giebel dem Starenorchester,
zu Ostern mir bauen ein Nestchen aus Gras.

Auf der Weide möcht ich den Schmetterling greifen,
und zirpende Grillen beobachten vor'm Bau.
Noch einmal erleben, wenn Maulbeeren reifen,
mit Freunden durch Nachbars Obstgarten streifen
und auf der Straße machen Radau.

Nur einmal noch durchs Schlüsselloch gucken
zu Weihnacht, und ob ich das Gedicht noch kann?
In der Schule dem Fritz in die Tasche spucken,
dem Lehrer den Stuhl und Katheder verrücken....
Beim Lernen hielt ich mich heut besser dran.

Noch einmal ein Taschenmesser mit Holzgriff haben,
am Hosenträger festgebunden mit einer Schnur;
mich noch einmal richtig an Melonen laben,
dem Weingartennachbar „bună ziua“ sagen,
mit Trauben mich sattessen: nur noch einmal nur.

Wenn ich noch einmal erlebte vergang'ne Zeiten,
ich glaube, sie würden noch schöner sein:
nie würd ich mehr mit Geschwistern streiten,
den Eltern aber nur Freude bereiten;
das Leben — es wäre ein Sonnenschein.

(JAHRBUCH 1967, S.76)

Man mag an dieser Lyrik eine Verklärung von Kindheit oder eine ungelenke Reimbildung kritisieren, aber die Bilder, die hier durch eine Auswahl treffend in Worte gefaßter sinnlicher Eindrücke, die persönliche Erinnerung wurden, heraufbeschworen werden, berühren den Leser ganz unmittelbar - vielleicht, weil jeder seine eigenen Eindrücke erinnert, aber eben auch Eindrücke: „So, wie keine Begebenheit und keine Form völlig der anderen gleich ist, so ist keine der anderen völlig ungleich“, schreibt MONTAIGNE (1983, S.268) in seinem Essay „Von der Erfahrung“. Damit ergibt sich der wohl einzig gebliebene Zugang zu einem in sich räumlich wie zeitlich abgeschlossenen, aber gerade darum auch modellhaften - im Sinne einer Laboratoriumssituationen - Milieu, zu dessen Kultur auch erzählungen über Wölfe gehörten.

Schon die, viel zahlreicheren, Beiträge der genannten hauptsächlichen Quelle, die Auskunft über Sachverhalte geben: Geographie, Volkskunde, Geschichte, Fremdbiographien usw.: lassen den nachgeborenen und in keiner Weise persönlich betroffenen Leser „kalt“, selbst da, wo sie pathetisch oder weltanschaulich gefärbt werden: Wenn einige Autoren im JAHRBUCH z.B. idealisieren: vielleicht weil diese Konstruktion die von Montaigne beschriebene Wechselwirkung sprengt. So eine Konstruktion ist über größere Strecken der Beitrag von ERKER: „Einige Aufzeichnungen über das Leben der deutschen Bäuerin in der Dobrudscha“ (JAHRBUCH 1958, S.97ff). Sätze wie „Das Dobrudschamädel hat sich von keinem Burschen in der Arbeit schlagen lassen“ wirken propagandahaft. Nun enthält dieser Artikel ja auch viel wahre Information, doch diese muß herausgefiltert werden.

Ein guter Filter sind hier erzählende Autobiographien oder Tagebücher; und es ist ein Glücksfall, da die Kultur der Dobrudschadeutschen nur sehr bedingt eine Schriftkultur war, daß es einige Aufzeichnungen, bes. des Ferdinand F. SCHLAPS, gibt. Aus ihnen geht dann, um beim Beispiel zu bleiben, viel unmittelbarer hervor, daß und warum die Bäuerin oft, aber nicht immer, so hart wie ihr Mann arbeitete, arbeiten mußte, z.B. wenn der Mann krank, im Felde oder auch einfach nur ein Patriarch war, oder weil ein jungverheiratetes Paar seinen Hof in Pionierarbeit der

Steppe abgewinnen mußte.

Der Zusammenhang zwischen Kultur, Biographie und Bildung läßt sich am Beispiel der „Volkspoesie“, der Wolfsgeschichten zumal, der Deutschen der Dobrudscha (und Bessarabiens) gut darstellen (Bessarabien wird von mir in Klammern immer mit „geschleppt“, da ein Großteil der Dobrudschadeutschen im 19. Jahrhundert von dort herkam und oft verwandtschaftliche Beziehungen dorthin blieben).

1. Biographie

Dies ist, als tabellarischer Lebenslauf von mir wiedergegeben, das Tagebuch des Ferdinand F. SCHLAPS (JAHRBUCH 1959, 61ff; 1960, 181ff; 1961, 117ff; 1970, 38ff):

VORGESCHICHTE:

Großvater geb. 1798 in Polen, Großmutter 1815 in Moldau, Evangelische, schwabenstämmig.

- 1859 Geburt des Vaters in Alt-Arzis/Bessarabien als jüngster von 7 Geschwistern; verliert früh den Vater, der Handelsreisender war, sodaß die Mutter den Hof allein führt.
Gottesfürchtige Erziehung durch Mutter und ältere Geschwister.
- 1878 Auswanderung nach Altrumänien in eine Neusiedlung Bessarabiendeutscher; arbeitet als landwirtschaftlicher Gehilfe.
- 1879 Heimliche Heirat, um der Wehrpflicht zu entgehen, einer Magd, dann Flucht nach Rumänien. Aufbau eines eigenen Hofes und Anstellen eines Knechtes.
- 1879/80 Rheuma durch Arbeit im Kalten: 2 Jahre bettlägerig; Ehefrau führt Hof allein mit Nachbarschaftlicher Hilfe; Bekehrung (= Eintritt in freikirchliche Sekte?).
- 1881 Mißernte, Verluste durch Hochwasser und Viehdiebstahl.
- 1884 Vertreibung vom Land zugunsten rumänischer Kolonisten.
Umzug, um „nicht roman(t)isiert“ zu werden, auf ein Dorf in der Dobrudscha: Eine öde Kriegswüste nach dem Kriegsverlust der Türken 1878. Man zieht zu Fuß über Tulcea nach Tariverde; dort fruchtbares Land und gutes Grundwasser, aber kaum Infrastruktur: Konstanza 50km, die von Amts wegen wichtigere Kreisstadt Tuleea 80km entfernt.
(Erst 1894 Bau einer Landstraße dorthin, an der der Sohn F. F. mitbaut; erst ab 1900 gewisse „Zivilisation“).
- 1885 Verwandtenbesuch in Bessarabien im Pferdewagen: Eine Fahrt 8 Tage, um Mitgift (Hausrat) zu besorgen, dann Pacht eines Hofes, Anschaffung zweier Pferdewagen; Mißernte.

Geschichte des Ferdinand F. (im folgenden „F. F.“) Schlaps

- 1881 Geburt in Altrumänien.

- 1884 Umzug nach Tariverde/Dobrudscha.
- ca 1885 Früheste Kindheitserinnerungen: Die Roßmühle im Dorf, der Knecht hilft ihm beim Reitenlernen, Abdecken eines toten Pferdes im Hof.
- 1836 Umzug nach Pallas bei Konstanz; Vater arbeitet als Fahrer für einen jüdischen Fuhrunternehmer in Konstanz: Unabhängigkeit von Mißernten; Erinnerung an Furcht vor Strafe, weil er Vieh schlecht gehütet hat.
- Erst ab 1894 Aufschwung des wüsten Landes durch rumänische Kolonisation.
- 1886 Vater arbeitet bald auch als Dolmetscher; Umzug weiter nach Anadelchioi: Pacht bei einem General; siedeln in einer Erdbude am Trajanswall; aus Heimweh schlägt Vater ein tolles Angebot zum Gutsherrn aus.
- 1837 Meimkehr nach Tariverde; Bau einer Erdbude in 3 Tagen, das Vieh weidet frei, oft von Wölfen heimgesucht; Rodearbeit 8km vom Meer; Erlebnis: Reiten auf Schildkröten.
- 1888 F. F. muß Vieh und jüngere Geschwister hüten; Hagelsturm vernichtet Teil der Ernte, erschlägt Vieh und zerstört Häuser: Auswanderwelle, Notschlachtung von Vieh; da Nährfrüchte rechtzeitig geerntet waren, herrscht nun Überfluß an Essen und Mangel an Geld: Verschulden.
- 1889 Viel Feldarbeit für den 8 jährigen F. F. keine Schule, etwas Lesenlernen von der Mutter.
- 1890 Das Dorf bekommt ein Bethaus; Anwerben eines des Rechnens/Lesens kundigen Steinbrucharbeiters als Lehrer (der bis 1895 bleibt) danach eines Zuckerbäckers, erst 1900 folgt ein Berufslehrer. Familienbesuch im Pferdewagen in Bessarabien: Rückfahrt 7 Tage im Schneesturm.
- 1890/91 Vater kauft einen Hof im Dorf und wird Bürgermeister.
- 1892 Anschaffung einer amerikanischen Mähmaschine.
- 1895 Schulentlassung und Konfirmation von F. F.
- 1895-97: Schwierigkeiten Land zu pachten (Konkurrenz)
- 1897 Anhaltende Krankheit des Vaters: Sohn erst wütend auf ihn, weil Mutter so viel arbeiten muß; F. F. überarbeitet sich, bricht zusammen, kriegt dazu Typhus, liegt monatelang krank. 100 Tote, meist Kinder, im Dorf durch Typhus.
- 1897-99 F. F. in der „Kameradschaft“ Jugendlicher.
- 1899-1905
F. F. in der „Großen Kameradschaft“ von 60 Jugendlichen: Singen, heimlich Tanzen, gern und viel Schlägereien: F. F. fühlt sich aus seiner Religiosität heraus zugleich „verführt“ und angezogen im „nicht fromm wirken wollen“; trotz gemischtgeschlechtlichen wilden Treibens wird nur ein Mädchen unehelich schwanger: Ächtung, Pranger. Vorbilder: Zwei ordentliche Bauern, ein Alter, der Bildung durch 20 Jahre Lesen + Kirchgang empfiehlt: F. F., bildet sich autodidaktisch durch viel Lesen.

- 1899 Mißernte
- 1903 Militärdienst (mit Pferd)
- 1905 Es geht aufwärts mit dem elterlichen Hof, Modernisieren gegen die Ansicht des Vaters; harte Tagesarbeit, selbst kleiner Kinder, nur Sonntags völlige Ruhe: „Ein Hasten und Jagen nach Geld und Arbeit“.
- 1904 wird der 23jährige F. F. zur Heirat gedrängt; Kennenlernen der Braut aus Kobadin und Hochzeitsfest stark ritualisiert und Fest sehr üppig im Rahmen des Brauchtums.
F. F. löst sich nur schwer aus der „Kameradschaft“: auf Druck von Braut-Ehefrau und Mutter.
- 1905 Erstes eigenes Wirtschaften anteilig am Vaterhof; Wohnen und Essen im Vaterhaus; Mißernte.
- 1906 Pacht eines eigenen Hofes durch F. F. (dieser wurde Frei durch Auswanderung: Selbst.Bauer! Anstellen eines Knechtes. Man lebt nun am anderen Ende des Dorfes wie die Eltern. Geburt des 1.Kindes: Anstellen einer Magd. Kauf einer Erntemaschine: Wohlstand schon im ersten Jahr.
- 1907 im Herbst Umzug nach **Kobadin** (Heimweh der Frau). Auswanderung der Eltern und Geschwister nach Argentinien. F. F. bleibt - nach langem Abwägen. Das elterliche Gut fällt an den Staat. Bald Heimweh nach Tariverde.
- 1908 Neu-/Ausbau des Hauses.
- um 1910 Auswandererwelle und Freigabe von Siedlungsland zum Verkauf (Freikommen aus Pachtverträgen!).
Raubmörderplage durch Gastarbeiter vom Balkan auf den Gutshöfen.
Die ausgewanderte Familie in Argentinien schreibt von nur mäßigem Erfolg.
- 1909-13 Erfolgreiches, aber mangels Maschinen hartes Arbeiten.
Ab 1912 droht vom Balkan Krieg.
1912 Besuch des Vaters aus Argentinien; Anschaffung einer amerikanischen Erntemaschine.
F. F. wird zum Feldzug nach Bulgarien eingezogen, ist „vaterländisch kriegsbegeistert“.
- 1913 Heimkehr; der Vater, der unterdessen den Hof führte, reist ab.
- 1914 Wieder droht Krieg. Wohlstand; Maschinen erleichtern Arbeit; Man fährt nach Konstanza und bestaunt Fracht (damit: Machtdrehung) des Zaren-Besuchs.
Politisches Engagement im Gemeinderat - als Zugezogener angefeindet — und in sezialen Comitées.
„Goldene Handelszeit“ der rumänischen Bauern als Kriegszulieferer; F. F. fährt mit Delegation nach Bukarest und demonstriert gegen englische Intervention erfolgreich für Freihandel
- 1916 Januar: Einquartierung von Soldaten im Dorf; Manöverschäden auf Feldern, Plünderungen der Ställe durch undisziplinierte Seldaten.
August: Einzug zum Krieg gegen Deutschland-Österreich: F. F. erfährt

plötzlichen ethnischen Konflikt in der Truppe, Schikanen.

1. Begegnung mit einem Flugzeug: Bomben auf Konstanza. Umherziehen der Truppe durch ganz Rumänien bis 1918, in einer demoralisierten Truppe, voll Ungewißheit über die Familie daheim, schließlich Internierung

- 1918 März: Heimkehr: Das Dorf verwildert (versteppt), sein Hof noch recht heil; Plünderungen der bulgarischen Sieger, Schikanen der Besatzer. Verwaltung durch Bulgarien (orientalischer Einfluß). Reparationen an Bulgarien, Mißernte: Hunger und Krankheiten. Nachkriegselend: Raubzüge der ethnischen Gruppen gegeneinander.
- 1919 Wieder Ordnung und Verwaltung; Rumänischer Einmarsch in Ungarn gegen Kommunisten.
- 1920-21 Wiederaufbau; Landzukäufe.
- 1922 Eine Tochter wird nach Siebenbürgen auf eine „gute Schule“ geschickt.
- 1930er Jahre:
Einmal Besuch in Bukarest: Erlebnis der modernen Großstadt.
- 1940 Zwangsumsiedlung nach Preußen.
- 1945 Flucht, Vertreibung nach Westdeutschland bis 1946.
- 1946 Zwangseinquartierung gegen ablehnende Einheimische in Südwestdeutschland
- 1947-56 Allmähliches Heimischwerden; die Kinder gehen ins Ausland
- 1956 Tod in Lindach/Baden-Württemberg.

Wie schon gesagt, sind diese autobiographischen Notizen ein Glücksfall, der mit wenigen Abweichungen von der Norm erkaufte wird: Es dürfte ungewöhnlich für einen Dobrudschaner Bauernjungen gewesen sein, sich als Vorbild einen Alten zu nehmen, der sagt: „Wenn man 20 Jahre lang viel liest und fleißig den Gottesdienst besucht, bekommt man Bildung.“ (JAHRBUCH 1959, 83); in einem Punkt, der für diese Abhandlung wichtig ist, weicht diese Biographie weit ab: Die „Volkspoesie“, das Erzählen etwa, findet kaum eine Notiz! Nur die Geselligkeit in der Jugendkameradschaft wird ausführlicher geschildert, wo Singen und Tanzen eine große Rolle spielten, sowie abendliches Singen im Elternhaus. Die große Rolle des Erzählens von Geschichten, das gelegentlich den Charakter einer Sitte annahm, wird andernorts wiederholt bezeugt: RENNER im JAHRBUCH 1958, 132ff, berichtet lakonisch vom Erzählen als Volksbrauchtum; ERKER in 1962, 116 und 1967, 163ff sowie CAMMANN in 1964, 98ff idealisieren schon, von betont antimoderner und -liberaler Weltanschauung aus, das Erzählen besonders als Feierabend- und Geselligkeitskultur, wobei ERKER auch romantisiert; SCHIELKE in JAHRBUCH 1958, 92ff bringt ein wichtiges Korrektiv: Ein gewisser Teil des Erzählens in der Feierabendkultur, wohl ausschließlich der Männer, galt dem Politisieren. In allen literarischen Formen der „Volkspoesie“ spielt dabei der Wolf eine gewisse Rolle, wie unten zu zeigen ist.

Die Biographie des F. F. Schlaps begleitet die Hauptzeit der Besiedlung der Dobrudscha durch Deutsche in fast typischer Weise: Als Kleinkind wandert er mit seiner Familie ein, unterhält verwandtschaftliche Beziehungen nach Bessarabien, wächst unter Pionierverhältnissen heran und heiratet; als Junger Bauer mit Familie überlebt er Balkan- und Weltkrieg mit einer elenden Nachkriegszeit; die Lebensmitte bilden fast zwei Jahrzehnte 1922-40 relativer Sicher- und Wohlhabenheit; ein ruhiger Lebensabend in der Heimat war ihm nicht vergönnt, denn 2. Weltkrieg und Nachkriegswirren verschlagen ihn nach Westdeutschland, wo er 1956, wohl ziemlich einsam, stirbt, 75 Jahre alt,

Zu den prägenden Eindrücken seiner Kindheit und Jugend gehört auch, für diese Abhandlung interessant, daß Wölfe öfter das Vieh reißen.

2. Biographie und Bildung

Das Tagebuch des F. F. Schlaps gibt schöne Beispiele von Bildung: Zur frühesten Kindheitserinnerung des Jungen wird ein Bild vor dem Fenster der Wohnung, eine Roßmühle. Noch zwei weitere Kindheitserinnerungen haben mit Pferden zu tun (JAMRBUCH 1959, 67) und später kriegen Pferde in dem Tagebuch stets eine besondere Aufmerksamkeit (bes. JAHRBUCH 1960, 185f).

An anderer Stelle hebt er für sein Jugendalter Vorbilder hervor: Den schon erwähnten Alten, der ihn zur Bildung durch 20 Jahre lesen und Kirchengang anstößt, dann einen alten Bauern namens Speitel, dessen Hofführung in puncto Sauberkeit und Ordnung ein berufliches Vorbild bleibt (JAHRBUCH 1960, 190; zuvor 1959, 83).

Dies entspricht dem, daß der Begriff der Bildung, der in der Unterscheidung der Römer zwischen eruditie = Bildung und educatie = Erziehung wurzelt und so über das weitgehend lateinisch kultivierte abendländische Christentum überliefert wurde: Bildung als Formung des Gottesvorbildes im Menschen: bis er, verweltlicht, im klassischen Humanismus und der bürgerlichen Pädagogik des 19. Jahrhunderts spezifische Bedeutungen annahm und verwissenschaftlicht wurde, daß dieser Begriff also bei aller verschiedenen Definition stets an das „Bild“ in seinem Wortstamm sowie die Biographie des einzelnen Menschen gebunden blieb. In der oben genannten Tautologie von Montaigne vertritt der Begriff die Ungleichheit der einzelnen Menschen, wie deren Ähnlichkeit in Begriffen der Sozialisation oder Enkulturation vertreten wird.

Bildungsziel ist demnach das Subjekt, das menschlich handelt, durch Auseinandersetzung des Subjekts mit seiner Umwelt zwischen Selbst und Anderem. Dies Andere ist für die Schwarzmeerdeutschen in ihrer Zeit nicht nur eine extreme Landesnatur, sondern auch eine kulturelle Vielfalt im Übergang zwischen Okzident und Orient gewesen: ein gegenüber den Verhältnissen im mitteleuropäischen Mutterland verschärfter Reiz auf die Sinne, der eine besondere Erfahrung bedingte (CAMMANN 1964 im JAHRBUCH 1964, 101 führt darauf den Begriff „Erzähl-landschaft“ an).

3. Kultur

Der umfassende und vielschichtige, auch verschieden definierte Begriff der Kultur soll hier nur in einer Dimension aufgenommen werden, die für diese Abhandlung von Bedeutung ist: Kultur als Schaffen in Auseinandersetzung mit der natürlichen Umwelt und ihre Reflexion im Erzählen.

Die natürliche Umwelt der Dobrudscha, der eine Agrikultur abgerungen werden sollte, greift in die Biographie des jungen F. F. Schlaps immer wieder ein, Den Vorteilen einer fruchtbaren Lößerde, recht guten Grundwasserverhältnissen und einer vorteilhaften geographischen Lage unter dem Aspekt des Handels, treten Witterungsunbilden sowie eine wilde Flora - sehr rasch ausbreitendes filziges Dornestrüpp, im Boden ein Wurzelgeflecht der Quecke - und Fauna - neben Wölfen besonders Füchse, gelegentlich Wanderheuschrecken - entgegen.

Der Wolf (*Canis lupus*), früher verbreitet in ganz Eurasien und Nordamerika, war zur Zeit der Dobrudschadeutschen in Europa schon länger in sogenannte Rückzugsgebiete, besonders Osteuropas, verdrängt, in Mittel- und Westeuropa so gut wie ausgerottet worden. Die nach dem Krieg 1877/78 weitgehend wüste Dobrudscha eignete sich sicher als Rückzugsgebiet, insbesondere im Auenwald- und Schilfsaum entlang der Donau, dann in den Bergen Bulgariens, aber mit der Zivilisation der Dobrudscha etwa ab 1895 wurde er rasch wieder zurückgedrängt in die Waldstreifen. In die steppige Ebene und Hügellandschaft, die zunehmend mit Vieh beweidet wurde, das reiche Beute bot, also in die Nähe des Menschen, drang der Wolf als Kulturflichter nach den meisten Berichten aus der Zeit zwischen 1880 und 1940 im wesentlichen in der winterlichen Notlage vor, oft nachts. Dabei ist nie eindeutig belegt worden - nach GRZIMEK 1972 gilt das weltweit! - daß Wölfe Menschen erjagten und rissen; der Kampf zwischen Mensch und Wolf erfolgte nur, wo er den Wolf in eine Enge trieb oder sein Vieh gegen ihn verteidigte; dagegen wurde der Wolf vielmehr vom Menschen gezielt bejagt, mit der Absicht, ihn als Jagdkonkurrenz oder Wirtschaftsschädling auszurotten. Seine Bedeutung für den Naturhaushalt wurde dabei verkannt; „Wie groß die Wolfsfurcht noch heute ist, zeigt die Tatsache, daß die Fremdenverkehrsämter in Celle und Lüneburg Tausende von Zimmerabbestellungen erhielten, nachdem die Zuwanderung eines einzigen Wolfes in die Lüneburger Heide bekannt wurde“, berichtet GRZIMEK 1972.

In der Schwarzmeerregion unterschied man Gebirgs- und Schilfwolf, wobei der Schilf- oder Rohrwolf seine Heimat in den Donauauen hatte, als kleiner, aber gefährlicher eingeschätzt wurde als der „gewöhnliche“ oder Gebirgswolf (HEER in JAHRBUCH 1962, 88ff hält, wohl irrtümlich, den Rohrwolf für größer, korrigiert sich aber später in JAHRBUCH 1969, 148; GRZIMEK 1972 nennt „eine besonders kleine Unterart, der ROHRWOLF (*Canis lupus minor* +) lebte bis zum Anfang unseres Jahrhunderts in Ungarn und im östlichen Österreich. Nur wenige Museumsstücke sind von ihm erhalten“. Dagegen nennt eine rumänische Abhandlung über das Leben im Donaudelta in JAHRBUCH 1967, 62 abgedruckt, zu dieser Zeit noch den Schilfwolf als kleinere, rötliche Unterart). - Im südlich an die Dobrudscha grenzenden gebirgigen Bulgarien dringen nach Schneestürmen bis heute Wölfe immer wieder bis zu den Dörfern vor, wie zuletzt im Januar 1995.

Die lange Auseinandersetzung zwischen Mensch und Wolf, stellvertretend für die zwischen Kultur und Natur, ist symbolisch in die Kultur, besonders der mythischen Erzählung, eingegangen. Daher ist der Wolf hier auch nicht immer als ganz

bestimmte Raubtierart gemeint, sondern als Bestie schlechthin: Manche Märchen setzen regional bald den Bären, bald den Wolf in eine Rolle desselben Stoffes; er wird in Mitteleuropa darin über die Kinder- und Hausmärchen (KHM) der Brüder Grimm zu einer Zeit volkstümlich, als er schon ausgerottet ist. Da der im individuellen wie kollektiven Enkulturationsprozeß reflektierende Mensch auch in sich selbst die Auseinandersetzung zwischen seiner triebhaften Natur und seiner sittlichen Zivilisiertheit erfährt, beschwört er als Bild dieser Auseinandersetzung in Bildungsprozessen durch die „Volkspoesie“ u. a. die Auseinandersetzung zwischen Wolf und Mensch: Hier spielen besonders die Sprüche und Exempel über Tiergeschichten ihre Rolle, aber auch Bezeichnungen; in Bessarabien nannte man rücksichtslose Kolonisten „Wolf“ (oder russisch „Wolk“), bes. rücksichtslose Grobiane aber „Rohrwolf“, weil die Unterart Rohrwolf als besonders gefährlich eingeschätzt wurde (HEER im JAHRBUCH 1962, 88f). Dies muß man im Rahmen von Relationen zwischen Verbrecher und Wolf im germanischen Sprachraum verstehen (JACOBI 1974). Die Psychologie der Sagen und Märchen nimmt ein Umstülpen der Auseinandersetzung Mensch-Wolf nach innen in die Person an, indem sie als Abbild auf die Auseinandersetzung zwischen Gut und Böse im Menschen angewandt wird: Die zeitweise Verwandlung von Menschen in Werwölfe z. B. oder die Annahme der Personalunion von Großmutter, wenn sie gut ist, und Wolf, wenn sie böse ist und die Erwartung des Enkelkindes enttäuscht, im „Rotkäppchen“-Märchen (SALBER 1987, 23ff), wobei das Erzählen dieser unheimlichen Vorgänge diese bannt, insbesondere in Phasen kindlicher und jugendlicher Reifung, die die Persönlichkeit verunsichern (BILZ 1958 in Weiterentwicklung der Märchenpsychologie Bühlers).

In einigen Erzählungen nimmt der Wolf eine Rolle des Guten an, u. a. - in einer Nebenrolle - in einer originär Dobrudschaner Variante des Märchens von „Hänsel und Gretel“, auf die unten einzugehen ist. Die „Volkspoesie“ Islands kennt den Wolf als Vertilger des Teufels, die Irlands als Getreuen der Heiligen; besonders aus Indien stammen Erzählungen von Wolfsjungen; auch säugte eine Wölfin der Sage nach die Begründer Roms. Wieweit solche Wolfssymbole des Guten von Erfahrungen mit Wolfsjungen oder der - von Zoologen durchaus umstrittenen - Züchtung von Haushunden aus zahmen Wölfen herrühren, muß ich offen lassen. Eine globale Übersicht über Wolfssymbol und Motive in der „Volkspoesie“ gibt THOMPSON 1955.

4. Kultur und Bildung

F. F. Schlaps, dessen Biographie uns ein wenig als roter Faden durch die Abhandlung begleiten soll, erhielt nur eine geringe formale Bildung, weil sich das Dorf seiner Kindheit in der Pionierzeit einen Lehrer zunächst nicht leisten konnte. Der 7jährige lernt etwas Lesen bei der Mutter - vermutlich aus der Bibel, denn die Familie war fromm - „bekehrt“, wie er es einmal nennt. Dann folgen einige Schuljahre, die an die Situation in Mitteleuropa zur Zeit der fast zweihundert Jahre dauernden Durchsetzung einer Volksschulpflicht erinnern: Ein des Lesens und Rechnens fähiger Steinbrucharbeiter und später ein Zuckerbäcker werden für das Amt geworben, kurz gar ein vom Zirkus stammender Säufer, der bald entlassen wird. F. F. ist schon 5 Jahre schulentlassen, als die Gemeinde endlich einen Berufslehrer gewinnt. Der später oft geschilderte Konflikt zwischen deutschem und rumänischem Unterricht an Pflichtschulen, deren Besuch durch Strafgeelder für Schwän-

zen gefördert wurde, dabei nach dem Weltkrieg oft von ethnischen Vorbehalten gegeneinander belastet war, war für F. F. nicht da, denn zu seiner Kindheit war die Infrastruktur des Landes absolut unterentwickelt, wie schon beschrieben. Wie Schlaps einmal über die Nachkriegszeit berichtet, reichten zwei Jahre des Nichtarbeitens, daß die Steppenwildnis Kulturland wieder überdeckte (JAHRBUCH 1961, 127).

Man kann sagen, daß F. F. somit zunächst im Wesentlichen aus seiner ganz eigenen Umwelt heraus gebildet wurde und nicht aus einem Überbau einer Nation oder eines Staatswesens, welches, standardisiert und im (Frontal-)Unterricht einer Schule abgebildet - z. B. in Schulbüchern -, vermittelt worden wäre. Dafür spricht nicht nur, daß er eigentlich erst Lesen lernt, weil ein außerschulisches Vorbild ihn dazu anstößt, sondern auch seine offensichtliche Überraschung über den Ausbruch ethnischer Vorbehalte in seiner Truppe, als Rumänien im Weltkrieg gegen Österreich-Deutschland steht, gegen ihn: Der Konflikt von Ethnie und Staatszugehörigkeit. Die Schilderungen von Jugend nach 1918 in der Dobrudscha berichten fast immer von Problemen mit überstrengen rumänischen Lehrern, so genannten Deutschenhasser, die besonders deutsche Schüler mißhandelten: Diese Gebildeten bzw. Sozialisierten wären von ethnischen Vorbehalten kaum überrascht gewesen.

Für diese Abhandlung wichtig ist, daß zur Kultur der Dobrudschadeutschen die mündliche Literatur des Erzählens gehört, weil diese „Volkspoesie“ mit Symbolen arbeitet und Bilder heraufbeschwört: Die Tautologie zwischen Bildung und Enkulturationen.

Die Erzählformen der Sagen, Märchen, Exempel usw. haben einen direkten sprachlichen Bezug zur Bildung als Begriff sowie Symbol, denn das Bild steckt hier im Wortstamm. Wenn Bildung, im Sinne von Beeindruckung, auch lebenslang erfolgt, so prägen sich Bilder bzw. Eindrücke der Kinderzeit stärker und nachhaltiger ein: eine allgemeine Erfahrung, begründet in anthropologisch beschriebenen Grundgegebenheiten der Physis und Psyche. Der Verlust des Milieus als Umwelt, welcher als Heimweh schmerzt, drückt sich nicht zufällig in den poetischen wie sachlichen Beiträgen zu einer unserer Hauptquellen über Deutsche der Dobrudscha, dem JAHRBUCH 1956-77, meist in Kindheits- und Jugenderinnerungen aus: Das oben zitierte Gedicht von FRANK (JAHRBUCH 1967, 76) genauso wie z.B. das aus 1976, 62: von STEPHANI-KLEIN, das vom selben Vers über Kindheitseindrücke eröffnet wie beschlossen wird — eine bes. Hervorhebung:

Dies ist die Heimat

Von Gertrud Stephani-Klein, Neumarkt

Kannst du dein Heimatland verlassen,
das Land, das deiner Kindheit Spiele sah?
Mit tausend Armen wird es nach dir fassen,
bist du auch fern, im Herzen bleibt dir's nah.

Denn mächtiger rauschen hier bei uns die Wälder,
und schneller siehst du hier die Bäche springen,
und bunter breiten sich der Heimat Felder,
und heller hörst du hier die Vögel singen.

Was hier für Fremde fremd, dir ist es wohlbekannt.
 Es ist ein Stück von deinem eignen Leben,
 ein Teil der Heimat, ist dein Heimatland.
 Du kennst die Völker, die dich rings umgeben,
 kennst ihre Sprache und kennst ihre Sitten,
 sie sind dir seit der Kindheit wohlvertraut.
 In einer bunten Völkerschar inmitten
 lebst du, und lieb ist dir der andren Sprache Laut.

Siehst du die Stadt mit ihren engen Gassen,
 wie sie sich an des Berges Lehne schmiegt?
 Willst du, sag, kannst du sie verlassen,
 die hell im Sonnenglanze vor dir liegt?

Dies ist die Heimat! Hier erklingen unsre Lieder,
 und immer kehren die Gedanken her zurück.
 Du findest wohl ein Heim, doch eine Heimat niemals wieder.
 Die Fremde brachte niemandem noch Glück.

Kannst du dein Heimatland verlassen,
 dies Land, das deiner Kindheit Spiele sah?
 Mit tausend Armen wird es nach dir fassen,
 bist du auch fern, im Herzen bleibt dir's nah.

Die „Volkspoesie“ malt und symbolisiert nun in kräftigen, aber einfachen Strukturen: Des besonderen Ereignisses und des entschiedenen Gegensatzes. Dabei kommt es weniger auf die Information über einen Handlungsvorgang an als auf das Anregen und Entstehen des Bildes in der Phantasie des Hörers, weshalb die Märchen, Sagen, Legenden usw. gern immer wieder gehört werden: Keiner sagte da, die Geschichte kenne er schon! Dies setzt allerdings eine lebendige Erzähkultur voraus.

Genau diese wurde durch die Lebensweise der Dobrudschadeutschen als einer Pionier- und Erfahrungsgesellschaft gefördert oder - im Vergleich zu den zeitgleichen Entwicklungen in Mittel- und Westeuropa im 20. Jahrhundert - bewahrt.

Über die Bedeutung des Bildes für eine Poesie - nicht nur des Volkes - aus Anschauung schreibt SCHELLHORN (1968) in der Einleitung zu „Goldenes Vlies“ über Tiersymbole des Märchens in neuerer Sicht, welche Abhandlung m. E. leider die Symbole astral überinterpretiert, ausführlich und geht dabei von der These aus: „Man denkt in Bildern.“ (S. 5ff).

Die Erzählungen der Deutschen in der Dobrudscha lassen sich in den Begriffen „Volkspoesie“ (BAUSINGER 1980) und „mündliche Literatur“ fassen. D. h. diese Erzählungen und lyrischen Formen erfolgten in ihrer Zeit

1. als Märchen, Schwänke usw.usf., und
2. in mündlicher Tradition.

Die „Volkspoesie“ der Dobrudschadeutschen wurde erst schriftlich gefaßt, als Forscher sie aufzeichneten, allen voran CAMMANN (1967), und als in einem ganz neuen kulturellen Umfeld und sozialen Stand als Vertriebene im Westdeutschland der Nachkriegszeit eine Organisation mit ihrem Organ: dem JAHRBUCH 1956-77,

erfolgte. Der von BAUSINGER (1980) in Anführungszeichen gesetzte Begriff Volkspoese wird hier von mir so beibehalten; er besagt, daß ein Großteil der sogenannten Volkspoese - die Märchen insbesondere - mit größter Wahrscheinlichkeit gar nicht aus den unteren Schichten des Volkes erwachsen ist, sondern vielmehr eine frühe Form der phantastischen Literatur und Novellen der Oberschicht, und zwar ältestens des ausgehenden Mittelalters und eher sogar der Neuzeit, darstellt: gesunkenes Kulturgut. Auch CAMMANN nimmt an, daß die Märchen der Schwarzmeerdeutschen, die inhaltlich denen der Brüder Grimm entsprechen, auch sehr wohl aus den „Kinder- und Hausmärchen“ entnommen sein können, auch wenn dies erst in den Jahren erschien, als die Vorfahren der Schwarzmeerdeutschen gerade auswanderten oder schon ausgewandert waren: Die KHM wurden rasch populär, der Wanderstrom riß nie ganz ab und die starke kulturelle Beziehung zwischen Rußland und Deutschland ist nicht zu unterschätzen! Die KHM standen wohl als Hausbuch in manchem Bauernhaus und - in Auszügen - wohl in Schulbüchern.

Die Biographie von F. F. Schlaps berichtet aus Tariverde von einem gewissen Bildungshunger des 25jährigen. Dies Verhalten mag nicht typisch für einen Dobrudschaner Jungen gewesen sein, wie daraus folgend auch nicht ein Tagebuch, aber im Kontext der gleichzeitig betonten regen Nachbarschaftlichkeit würde es plausibel, daß auch Geschichten, die einer mal wo gelesen hatte, wiedergegeben und zum mündlichen Literaturgut gemacht worden wären (und dabei nebenbei von den kunstvollen Phrasierungen der Grimms, Bechsteins usw. wieder bereinigt).

II. DURCHFÜHRUNG

Die Sichtung meiner beiden hauptsächlichen Quellen: Der 22 Jahrbücher 1956-77 der Dobrudschadeutschen sowie Alfred CAMMANNs „Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien“ (1967) lieferte eine größere Zahl von „Volkspoese“ in der Definition BAUSINGERS (1980), einige realistische Erzählungen von der Begegnung mit Wölfen sowie — im JAHRBUCH - vier Sachtexte über den Wolf. In wenigen Fällen verbanden Artikel des Jahrbuchs aus volkscundlicher Sicht Sachwissen und Erzählung in einem. Als Vergleichsliteratur habe ich noch die Sammlungen BECHSTEINS (o. J.) und der Brüder GRIMM (1977) gesichtet.

Unter dem Begriff „Wolfserzählung“ möchte ich hier alle „Volkspoese“, den Wolf thematisierend, verstehen: der Vollständigkeit halber und weil es literarische Übergangsformen gibt.

1. Sachtexte

Die Wiedergabe von Sachtexten im Zusammenhang dieser Abhandlung dient der Referenz; außerdem berücksichtigt sie, daß einige Sprichwörter, die zur mündlichen Literatur der Wolfserzählung im weiteren Sinne gehören, hier in einem Zusammenhang zur Umwelt stehen.

In „Tiernamen im Volksmund der Schwarzmeerdeutschen“ von HEER (JAHRBUCH 1962, 88f) heißt es:

Wirbeltiere: Säugetiere (in Bessarabien)

Von ihnen käme an erster Stelle die Ordnung der Raubtiere. Gut in Erinnerung ist uns allen — besonders denen im Oberland, Alt-Postal,

usw. — der in Deutschland nur noch aus Märchen bekannte Wolf (*Canis lupus*). Wie oft hat er nicht unsere nützlichen Schafe zerrissen und sich dadurch recht unliebsam gemacht! Habgierige, hungrige, rechthaberische Kolonisten bezeichnete man daher mit einem gewissen Recht mit „Wolf“ oder gar mit dem russischen „Wolk“, um dem Ausdruck mehr Würze zu verleihen. Professor Christian Kalmbach (Alt-Posttal) schreibt: „In meinem Heimatdorf Alt-Posttal, wo es viel Rohr gab, machte man einen Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Wolf und dem Rohrwolf, der angeblich größer und gefährlicher gewesen sein soll als der gemeine Wolf. Dieser Unterschied wurde auch auf die Schimpfwörter übertragen. Denn ein rauher Mensch hieß bei uns „Wolf“ wie auch anderwärts. Ein ganz großer Grobian wurde aber „Rohrwolf“ genannt.“

Dann schreibt er im JAHRBUCH 1965, 60f;

Raubtiere: *Hunde: Der Wolf* (*Canis lupus*) Lupul: Ich habe den Wolf im Budschak zweimal angetroffen, einmal im Frühsommer 1933 westlich von Lichtental, ferner einen Wolf im Februar 1933 auf dem Schlangenhügel bei Borodino gesichtet. Er kam im nördlichen Budschak vor, wo nachweisbar immer wieder Junge gefunden wurden: So wurde 1903 in Borodino in einem Wäldchen ein Wurf mit 8 jungen Wölfen entdeckt (BHK 1953, S. 111). Außerdem wurden Anfang 1930 in einer Dornplatte in den Weingärten von Borodino 4 oder 5 Jungwölfe gefunden; der Altwolf konnte noch entfliehen, obzwar die Dornhecke von Jägern umstellt wurde. G. Schilling berichtet ebenfalls von 3 aufgespürten Jungwölfen in einer Dornhecke bei Mansyr; ferner wird berichtet von einem Lager mit 5 Jungwölfen in einer Dornscheleplatte bei Neu-Dennewitz; ebenso sind Jungwölfe 1924 bei Tamur (= Wedenski) im alten Steinbruch, schließlich Junge bei Kulm gefunden worden. Mitunter wurden die Jungwölfe von den Kolonisten (und auch Einheimischen) aufgezogen, dann aber erschossen, weil sie unter den Haustieren zu großen Schaden anrichteten und auch sonst bössartig wurden. Bekannt sind solche Fälle aus: Mansyr, Borodino, Kulm, Posttal, Dennewitz, Neu-Dennewitz und dem Gut Gerstenberger.

Weiter südlich — etwa bei Gnadental — Sarata — Akkerman und am Schwarzen Meer — gab es keine Wölfe, es wäre denn ausnahmsweise ein Tier in jene Gegend vorgestoßen (z. B. nach Sarata). Am Dnjestr bei Olaneshti erlegte um 1936 der Gutsbesitzer und Jäger Berthe vom Weingut bei Purkari einen Wolf, Um 1890 sah und hörte meine Mutter abends Wölfe am Hügel bei Seimeny. Ferner wurden Wölfe gemeldet aus den Kreisen Akkerman (Kisil, Hoffnungstal, Beresina), Tighina (Neu-Borodino, Mathildendorf, Hirtenheim), Cahul (Alexanderfeld, Soflewka, Neu-Dennewitz, Eichendorf, Baimaklia, Mischeny und Neu-Sarata). Die südliche Verbreitungsgrenze des Wolfs deckt sich in etwa mit der des Dachses (Siehe bei Dachses!).

Der Wolf selbst spielte im Volksleben der deutschen Kolonisten eine enorm große Rolle. Wolfsjagden waren sehr beliebt; sie bildeten mitunter ein wahres Volksfest, insbesondere die Gemeinde Kulm war

landauf landab bekannt durch ihre Wolfsjagden (BHK 1952, S. 120—122). Dabei konnte es vorkommen, daß bei solchen mit Reitpferden durchgeführten Treibjagden auf Wölfe diese in Angst bis in die Dörfer flüchteten und dort schließlich getötet wurden, wie Fälle bezeugen: Leipzig, Tarutino, Klöstitz und Brienne.

Im bessarabischen deutschen Schrifttum spielte der Wolf eine dementsprechend große Rolle, und ich habe außerdem so viel Material hereinbekommen daß ein ausführlicher Kalender-Aufsatz gegeben erscheint.

Erwähnt sei noch, daß vor dem 1. Weltkrieg — zur Zarenzeit — die Regierung für einen erledigten Wolf eine nicht geringe Prämie verlieh. So berichtet K. Bierer (Arzis), wie sein Vater 1903 in seinem Weingarten in Arzis einen Wolf erlegt hatte, dessen Schädel er zur Begutachtung an die Kreislandchaftskammer nach Akkerman einsandte; dafür erhielt er eine Prämie von 5 (fünf) Rubeln und ein Anerkennungs schreiben. „Die Geschichte der Gemeinde Gnadental“ schreibt auf Seite 113 u. a. über den Wolf: „1882: Am 24. April wurde auf der Wolfsjagd ein Wolf gefangen und getötet, wofür der Gemeinde von der Kreisverwaltung 5 Rubel Belohnung zuerkannt wurde.“ — Man ersieht ferner aus dieser „Geschichte Gnadentals“, daß Wolfsjagden meist im April-Mai stattfanden.

Ein Fall von Tollwut 1888 auf einem Gut bei Brienne sei schließlich erwähnt, wo der tollwütige Wolf unter der Viehherde großen Schaden angerichtet hatte. („Heimat“, 1960, S. 56).

Obzwar in der Zeitung ab und zu von Fällen berichtet wurde, daß Wölfe Menschen aufgeessen hätten, ist mir kein Fall bekannt, daß ein Kolonist von Wölfen überfallen und getötet wurde. Hamm berichtet, wie 1857/58 bei Odessa eine Frau von Wölfen buchstäblich aufgeessen wurde. (Hamm, W., Südöstliche Steppen und Städte; 1862, S. 156-157).

Es ist möglich, daß durch das Bepflanzen der Schluchten u. ä. nach 1945 der Wolf sich neuerdings vermehrt hat. Heptner weist mit etwas Besorgnis auf diese Tatsache hin und empfiehlt eine Ausrottung der Art, bevor die bepflanzten Schluchten sicheren Unterschlupf für das Gehecke bieten.

Eine Delegation von rumänischen Fachleuten beschreibt - offenbar zu touristischen Zwecken - „Vom Leben im Donaudelta“; dieser Text wird unter einem Ober-titel „Aus der heutigen Dobrukscha“ im JAHRBUCH 1967, 59ff veröffentlicht:

Können in diesem Landstrich, wo Wasser und Schilf vorherrschen, auch Säugetiere leben? Es ist fast unglaublich, aber im Delta leben außer den Tierarten, deren Leben ans Wasser gebunden ist, auch viele andere Säugetiere und viele kleine Nagetiere. Einige Arten davon, die auch gejagt werden können, wollen wir erwähnen: Die Wildschweine haben sich im Laufe der Jahrhunderte an ihre Umgebung angepaßt. Das zeigt uns der tiefere Widerrist, der gerade Rücken, die kürzeren

Beine und die hellere Farbe als bei dem normalen Landwildschwein. Die Farbe ist ähnlich der des trockenen Schilfes. Die Nahrung dieser Deltawildschweine liefern die Ryzome (Wurzelstöcke) des Schilfes, die reich an Nährstoffen sind. Auch Feldhasen leben hie und da im trockenen Schilf und auf Wiesen. In dem ausgedehnten Schilfdickicht, dem Plaur und den Wäldern des Deltas finden die Wölfe ein gutes Versteck. Diese jagen im Sommer das sich im Schilfdickicht tummelnde Hausvieh (Schweine und Rinder). Im Winter ziehen sie sich in reichere Gebiete zurück. Diese Schilfwölfe sind kleiner und rötlicher gefärbt als der Gebirgswolf.

1969, 145ff lesen wir im JAHRBUCH, wieder von HEER: „Eine kleine Abhandlung über das Donaudelta“, darin den Abschnitt über Säugetiere S. 148:

Die Grinds (ehemalige Nehrungen) werden von vielen Hasen bevölkert. Zur Hochwasserzeit fallen viele dieser Hasen den Überschwemmungen zum Opfer, da das Wasser fast alle Grinds überdeckt. Nur wenige von ihnen können sich auf alten Weiden oder auf dem schwimmenden Plaur retten. Im Delta lebt auch eine beträchtliche Anzahl von Wölfen, die in diesem Biotop günstige und stille Verstecke, sowohl für die Fortpflanzung, als auch für ihre Nahrung vorfinden. Diese Bedingungen sind durch die undurchdringlichen Schilfwälder mit ihren Erhebungen sowie ihrem Tierreichtum, vom Wildschwein bis zu den kleinen Nagetieren, gegeben. Unter dem Einfluß dieser Umwelt haben die „Schilfwölfe“ ein besonderes Aussehen, unterschiedlich von denen der Bergwölfe, angenommen. Sie sind kleiner von Wuchs und haben ein rötlicheres Fell als die grauen Gebirgswölfe. Besonders zur Winterzeit verlassen viele „Schilfwölfe“ ihre Heimstätten und stolchen auf Nahrungssuche weit bis in die benachbarten Gebiete hinein.

Im JAHRBUCH 1975 wird das Stichwort "Dobrudscha" aus dem „Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums“ von 1936 als Faksimile wiedergegeben, darunter der Abschnitt:

II. Raum und Grenzen. — 1. Raum. — a) Oberflächengestaltung und Klima. —

Im N der D. steigt, zweiseitig von der Donau umflossen, zwischen Măcin, Tulcea u. Babadag ein karbonisch aufgefalteter Horst bis zu 456 m an, dessen südl. Grenze die Störungszone Pecineaga–Camena bildet, der sich die Zone der grünen Schiefer bis zur Linie Hărșova — Mamaia anlagert. Die ganze Mitte u. der S der D. werden von einer welligen Fastebene, einer Schichttafel sarmatischer Kalke, eingenommen, die nur südl. von Bazargic im Deli-Orman über 300 m hinausgeht. Alle Formen der D. sind von einer Lökßdecke überkleidet, die im S bis zu 80 m mächtig wird. Dem geologischen Aufbau entspricht das landschaftliche Bild: reizvolle waldbedeckte Gebirgsformen mit breiten Talungen im N u. steppenhafte, von steilgeböschten Gräben zerrissene Hochflächen in der Mitte u. im S des Landes. Die Küste der D. ist eine häßliche Anschwemmungsküste mit Ausnahme der sog. Silberküste (rum. Coasta de Argint) im äußersten SO, wo die weißen, bis zu 250 m ansteigenden Kalkwände senkrecht zum Meer abbre-

chen. Dauernd fließende, wenn auch unbedeutende Gewässer, finden sich bloß im Gebirgsland. In der mittleren u. südl. D. ist selbst das Grundwasser infolge des durchlässigen Kalkbodens schwer erreichbar. Das Klima des Landes wird mit Ausnahme der geschützten Silberküste trotz der Lage am Meer von der russ. Festlandmasse bestimmt. Die Niederschläge sind sehr schwankend u. im allg. gering, am stärksten (bis 450 mm im Jahresmittel) im Hügelland des Nordens u. im Deli-Orman, am geringsten (350 mm) auf der Hochfläche der mittleren u. südl. D.; am größten ist die Niederschlagsmenge im Frühjahr. Dürren von langer Dauer sind nicht selten.

Temperaturen in °C.

Ort	Geogr. Breite	Jahresmittel	Januar-mittel	Juli-mittel
Sulina	45,9	11,0	-0,8	21,3
Konstanza	44,11	11,1	-0,7	21,1
Balcic	43,25	11,7	1,7	21,7

Quelle: Dobrogea, 1878–1928. Bukarest 28. Pflanzengeographisch bildet die D. eine Übergangslandschaft zwischen dem unteren Donaubecken, Südrußland u. dem Balkan. Der Wald im N u. SW nimmt nur 8,66 v. H. des Bodens der D. ein. Die Eiche herrscht vor; Nadelhölzer fehlen. An der Silberküste findet sich auch der wilde Feigenbaum. Eigene Florenggebiete sind die Steppen in der Mitte des Landes u. das fast unberührte Sumpfland der Donauniederung, vor allem des Donaudeltas.

Die Tierwelt ist, besonders an Vogelarten (rd 400) außerordentlich reich. In den Wäldern sind noch Wolf, Wildkatze, Fuchs u. Dachs zahlreich vertreten. Die D. kennt auch einzelne mittelmeerländische Arten wie die große Landschildkröte u. verschiedene Schlangen, die sonst in Rumänien fehlen.

Durch die lexikalische Kürze des Faksimiles sowie die betont volkstümliche Sicht unter weitgehendem Ausgehen von Bessarabien aus und Widersprüche bei der Angabe der relativen Größe der Sonderform des Schilfwolfes durch HEER, ist von allen diesen Beiträgen, trotz des Tonfalls eines Reiseführers, der Beitrag über das Leben im Donaudelta durch rumänische Fachleute am brauchbarsten, um über den Wolf als Teil der natürlichen Umwelt eine überzeugende Information zu bekommen. Dafür liefert uns der frühe Beitrag HEERS wertvolle Hinweise auf die kulturelle Auseinandersetzung mit dem Wolf (sein späterer folgt sehr dem rumänischen).

2. Wolfserzählungen

2.1. Sprachformeln und Sprachspiele

2.1.1. Redensarten

HEER im JAHRBUCH 1962, 88f berichtet von der bessarabischen Seite der Donaumündung, daß habgierige Menschen als Wolf, und bes. grobe Habgierige in einer Steigerung als Rohrwolf, ausgehend von der Ansicht, daß die im Schilfgürtel lebende Unterart des Wolfes besonders gefährlich sei, genannt wurden:

Habgierige, hungrige, rechthaberische Kolonisten bezeichnete man daher mit einem gewissen Recht mit „Wolf“ oder gar mit dem russischen „Wolk“, um dem Ausdruck mehr Würze zu verleihen. Professor Christian Kalmbach (Alt-Postal) schreibt: „In meinem Heimatdorf Alt-Posttal, wo es viel Rohr gab, machte man einen Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Wolf und dem Rohrwolf, der angeblich größer und gefährlicher gewesen sein soll als der gemeine Wolf. Dieser Unterschied wurde auch auf die Schimpfwörter übertragen. Denn ein rauher Mensch hieß bei uns „Wolf“ wie auch anderwärts. Ein ganz großer Grobian wurde aber „Rohrwolf“ genannt.“ (S. 89)

Da rege verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Deutschen der Dobrudscha und Bessarabiens bestanden, wie sie z. B. die Biographie des F. F. Schlaps ausweist, ist anzunehmen, daß diese Redewendung auch in der Dobrudscha gebräuchlich war oder zumindest sofort verstanden wurde.

Der allgemeine Hintergrund ist hier, daß sowohl aus dem Süden wie aus dem Norden Europas seit alters her symbolische Gleichsetzungen von Wolf und Mensch bekannt sind, und zwar durchaus auch in ambivalenter Wertung, meist aber als Synonym für den üblen Täter, den Verbrecher. Eine Dissertation von JACOBI (1974) führt dies aus und bringt es auf den Punkt:

Dass auf den Wolf dem Verbrecher ähnliche Charakterzüge übertragen wurden, war teilweise noch durch archaisches Denkverhalten bestimmt. (S. 127)

Oft gingen diese Symbole in Mythen von Werwölfen ein (EBENDA), auch in die rechtsprechende Literatur Skandinaviens sowie in Gebräuche des Rechtsvollzugs, zur Linken und Rechten des Täters Wölfe als Totentiere am Galgen mitzuhängen — zugleich ist dies ein Bild des Christentums der Kreuzigungsszene; den Ruf des Totentieres erwarb der Wolf sich als Folger der Kriegszüge mit ihren Schlachten, als den ihn Schwarzmeerdeutsche in Gefolge des Krimkrieges, selbst F. F. Schlaps noch hinter dem Weltkrieg erfuhren. Von Mythen und Gebräuchen des Mittelalters her fand der Wolf (später, nach dessen Ausrottung, der Hund) als Totentier eingang in Märchen (SCHELLHORN 1968, 207ff), die z. T. neuerdings psychologisch ausgelegt werden, daß der Wolf und sein Opfer ein und die selbe Person in ihrem widersprüchlichen Wesen darstellten (SALBER 1987, 23ff). Man kann sagen, daß manche Sprachformel in ihrer knappen Weisheit das Motiv für eine ganze Erzählung abgibt (z. B. die Redensart „Wolf im Schafspelz“ als Ausgangsmotiv für Märchen wie „Rotkäppchen“ und „Der Wolf und die sieben Geißlein“); deshalb geht diese Abhandlung unten auf die Thematik nochmal ein.

2.1.2. Kinderabzählreime

BAUSINGER (1980, 86) stellt fest, daß sich Kinderreime kaum systematisieren lassen und zitiert dazu ENZENSBERGER als Herausgeber eines Buches mit Kinderreimen:

Die souveräne und anarchische Phantasie der Kinderreime macht alle Versuche zunichte, sie konsequent einzuteilen. Historische, landschaftliche, formale, thematische und funktionelle Kategorien erleiden gleichermaßen Schiffbruch. Es ist eine Lust zu sehen, wie diese Reime bisher noch über jeden ihrer Ordner die Oberhand behalten haben. Die buntscheckige Vielfalt vereitelt alles Sortieren.

Im JAHRBUCH 1962, 106 finden sich auch Reime der Kinder der Dobrudscha; in einem von ihnen erscheint der Wolf:

Hulle Häs, komm nach Hus.
 Ich kann nicht! - Wägen was? -
 Wägen Wolf! -
 Wo heckt der Wolf? -
 Hinterm Busch! -
 Was macht er dort? -
 Er flächt sich e Kränzel! -
 Wie lang? -
 wie e Band! -
 Wie groß? -
 Wie e Bret! -
 Hulle Häs kemm nach Hus! -
 Aus!

Der Wolf symbolisiert auch hier einen Täter, der lauert, aber dies Bild wird wie in einer Laune — war ja nur Scherz! — ins Lächerliche verzerrt, wenn dieser Wolf wie ein niedliches Kleinmädchen Kränze flicht. Vielleicht ist er darin aber gerade „Wolf im Schafspelz“ . . . ?

2.1.3. Phantasieformel

Eine Phantasieformel stellt die Versgeschichte „Heenerl und Hahnerl“ dar, die RENNER zum JAHRBUCH 1958, 133f vorstellt (auch in CAMMANN 1967, 355f):

118. Heenerl und Hahnerl

S' Heenerl und s' Hahnerl send kratze gange. Des Hahnerl hat a Nüßle g'funne und s' Heenerl a Bobschekernle, und sie hent's g'fresse. Des Hahnerl isch aber verstickt. No isch des Heenerl zum Brunne gange und hat zum Brunne g'sagt:

„Brunne sollsch mr Wasser gewe,
 mei Brüderle isch mr g'schtorbe!“

No hat dr Brunne g'sagt: „Muesch zuerst zum Wolf geh, der soll dr Hoar gewel!“
 — Des Heenerl isch zum Wolf gange und hat zum Wolf g'sagt:

„Wolf, sollsch mr Hoar gewe,

d' Hoar will ich em Brunne gewe,
 Brunne soll mr Wasser gewe,
 Wasser will ich em Brüderle gewe,
 Brüderle isch mr g'schorbe!“

Dr Wolf aber hat g'sagt: „Bring mir z'erscht von dr Sau Borschte!“ —
 Des Heenerl isch zur Sau gange und hat g'sagt:

„Sau, sollsch mr Borschte gewe,
 Borschte will ich em Wolf gewe,
 Wolf soll mr Hoar gewe,
 Hoar will ich em Brunne gewe,
 Brunne soll mr Wasser gewe,
 Wasser will ich em Brüderle gewe,
 Brüderle isch mr g'schorbe!“

Die Sau hat aber g'sagt: „Bring mr z'erscht von dr Zieg Milch!“ —
 Des Heenerl isch zur Zieg' gange und hat g'sagt:

„Zieg', sollsch mr Milch gewe,
 Milch will ich dr Sau gewe,
 Sau soll mr Borschte gewe,
 Borschte will ich em Wolf gewe,
 Wolf soll mr Hoar gewe,
 Hoar will ich em Brunne gewe,
 Brunne soll mr Wasser gewe,
 Wasser will ich em Brüderle gewe,
 Brüderle isch mr g'schorbe!“

Die Zieg' hat aber g'sagt: „Bring mir z'erscht Hörner von dr Kuh!“ —
 Des Heenerl isch zur Kuh gange und hat g'sagt:

„Kuh, sollsch mr Hörner gewe,
 Hörner will ich der Zieg' gewe,
 Zieg' soll mr Milch gewe,
 Milch will ich dr Sau gewe,
 Sau soll mr Borschte gewe,
 Borschte will ich em Wolf gewe,
 Wolf soll mr Hoar gewe,
 Hoar will ich em Brunne gewe,
 Brunne soll mr Wasser gewe,
 Wasser will ich em Brüderle gewe,
 Brüderle isch mr g'schorbe!“

Die Kuh hat aber g'sagt: „Bring mr z'erscht vom Schoaf Wolle!“ —
 Des Heenerl isch zum Schoaf gange und hat g'sagt:

„Schoaf, sollsch mr Wolle gewe,
 Wolle will ich dr Kuh gewe,
 Kuh soll mir Hörner gewe,
 Hörner will ich dr Zieg' gewe,
 Zieg' soll mr Milch gewe,

Milch will ich dr Sau gewe,
 Sau soll mir Borschte gewe,
 Borschte will ich em Wolf gewe,
 Wolf soll mir Hoar gewe,
 Hoar will ich em Brunne gewe,
 Brunne soll mir Wasser gewe,
 Brüderlein isch mr g'schtorbe!“

Und nun fügte die Erzählerin hinzu: „So, und jetzt kennet Se selber weitermachen. — Mir hents halt de Kinder erzählt, solange se hents höre welle.“

Sie entspricht dem in Deutschland sehr bekannten „Der Herr, der schickt den Jockel aus“. Der Wolf ist hier nur ein allgemeines Glied in einer Kette von Tierfiguren, die die monotone Handlung anhäuft.

2.1.4. Sprichwörter

BAUSINGER (1980) betont, daß Sprichwörter, als „Weisheit der Gasse“, Erfahrungssätze sind, die einen didaktischen Ton an sich haben (S. 100). Literarisch sind sie formal eine Ausformulierung im ganzen Satz, die eine Erweiterung gegenüber der Redensart darstellt. Ein Spruch wie „Der Wolf wird nie zum Hirten.“ ist mehr als ein Motiv; er ist eine Zusammenfassung - die Moral - der G'schicht, z. B. des bulgarischen Märchens „Der Wolf und der Schäfer“ (in: OGNJANOWA 1992, 148ff):

Der Wolf und der Schäfer

Ein Wolf war gealtert und sah nicht mehr wie ein Wolf aus: er hatte sich verändert und ähnelte nun sehr einem Hund, und man konnte schwerlich unterscheiden, ob es etwa ein Wolf oder ein Wolfshund war. So verändert, ging der Wolf zu einem Schafspferch und näherte sich dem Schäfer. Der Schäfer maß ihn mit den Augen und fragte, woher er sei und was er wolle.

»Einst war ich ein Wolf«, antwortete der Wolf zahm und verneigte sich vor dem Schäfer bis tief auf den Boden, »ich war ein blutrünstiger Wolf, Todfeind aller Schafe, und brachte den Schäfern viel Unheil. Aber daran trug nicht ich, sondern mein Wolfscharakter die Schuld. Nun im Alter möchte ich für meine einstigen Sünden Buße tun und nur Gutes vollbringen, um die schlechten Dinge der Vergangenheit wiedergutzumachen; wie du siehst, habe ich mein Wolfsfell für immer abgeworfen und mir ein Hundefell zugelegt. Anstatt dein Feind und ein Blutsauger der Schafe zu sein, will ich zum Diener und Beschützer deiner Herde werden. Das schwöre ich bei all den unschuldigen Lämmchen! Ich habe mit der Vergangenheit gebrochen und bitte dich, das Vergangene ebenfalls zu vergessen und mich zu dir zu nehmen!« So sprach und gelobte der Wolf.

Der Schäfer hörte des Wolfes Wort und Gelöbnis und wurde nachdenklich. Anfangs glaubte er dem Wolf kein Wort, doch als er sah, wie zahm und still der geworden war, vertraute er ihm, verzieh ihm die alten Sünden, nahm ihn mit zu seinen Hunden in den Pferch und gab ihm eine schöne Hundehütte.

Der Wolf lebte mit den anderen Hunden kameradschaftlich zusammen, schimpfte auf die Wölfe und wies deren Taten von sich, hütete sehr wachsam die Schafe und war darauf bedacht, sich noch zuverlässiger als die Hunde selbst zu geben. Als der Schäfer sah, wie fleißig und zuverlässig der Wolf arbeitete, vergaß er tatsächlich nach und nach das Vergangene, ja er gewann ihn sogar noch mehr als die anderen Hunde lieb.

Einmal trug es sich zu, daß der Schäfer mit den Mutterschafen auf die Weide ging und die Lämmer und die unfruchtbaren Schafe in den Pferchen blieben, weil der Lammhirte am Abend mit seinem Freund zum Stubenabend ins Dorf gegangen und von dort noch nicht zurückgekehrt war. Nur der Wolf war in dem Pferch geblieben, um auf die Jungschafe und Lämmer aufzupassen, bis der Schäfer heimkehrte.

Der Wolf lag am Rand des Pferchs und wachte, und die Lämmer hüpfen wie Kinder herum, spielten und balgten sich und stolperten gar über den Wolf. Sie hatten überhaupt keine Angst, weil dieser Wächter ihnen schon vertraut war. Da begann der Wolf zu blinzeln, und man kann schwer sagen, ob er ein wenig schlummern oder bloß nicht sehen wollte, was die Lämmer taten. Er schloß die Augen, und plötzlich schreckte er auf, als hätte ihn etwas ins Herz gestochen. Die Lämmer spielten noch munterer, manch eins tapste sogar auf den Wolf. Welch unruhige Geister! Der Wolf begann wieder zu dösen, und nun schoß ihm ein böser Gedanke durch den Sinn. Er fuhr zusammen und bemühte sich, diesen Gedanken zu verscheuchen, allein sein Wille, sei es, weil er schon alt war, oder aus anderen Gründen, war schwach. Der süße Geschmack von Schaffleisch lag ihm auf der Zunge, und die Lämmer, diese unruhigen Geister, sprangen unaufhörlich um ihn herum.

»Er wird es nicht merken«, dachte sich der Wolf und vergaß alle Schwüre, packte zwei von den herumtollenden Lämmern, preßte sie an seine Brust - und auf in den Wald mit ihnen, um sie ein wenig spazieren zu tragen, denn auch sie sollten die Welt kennenlernen ... Als der Schäfer heimkam, sah er, daß der Wolf nicht bei dem Pferch lag und beschloß, die Lämmer zu zählen. Es fehlten zwei Lämmer. »Gut, daß ich noch so glimpflich davongekommen bin, er hätte die ganze Herde zugrunde richten können«, dachte er und sagte sich: »Der Wolf ändert wohl sein Haar, aber er bleibt, was er war.«

Die einzigen zwei Sprichwörter, die das JAHRBUCH über Wölfe brachte, waren „Osmanisch-türkische Sprichwörter“ in 1975, 34f:

- Der Wolf wird nie zum Hirten
- Auch gezählte Schafe raubt der Wolf

Wir wissen nicht, ob F. F. Schlaps diesen Spruch oder das eben erzählte Märchen kannte. Es wäre nicht ganz unwahrscheinlich, denn, nachdem das Osmanische Reich 1878 die Dobrudscha verloren hatte, wohnten dort aber weiter Türken, deren Aufgeschlossenheit für kulturelle Kontakte CAMMANN durch ein türki-

ches Gedicht zitiert (S. 21):

In dir lebten Türken, Deutsche, Rumänen.
 Sie waren alle in dir wie Brüder,
 „Merhaba“, „Guten Tag“, „buna ziua“!
 Kann es sein, daß ich das alles vergesse?

Allerdings empfand Schlaps orientalische Einflüsse während der bulgarischen Besetzung im Weltkrieg auch als bedrückend, rückschrittlich (JAHRBUCH 1961, 130). — Leider beschränkte sich CAMMANN 1967 bei seiner Sammlung von „Volkspoesie“ auf volksdeutsche Kultur, die er zwar von den umgebenden Ethnien beeinflusst sieht.

2.2. Erzählformen

2.2.1. Märchen

Märchen tauchen überhaupt erst in der Neuzeit auf, und es ist in der Tat eine Problemgeschichte, wie BAUSINGER (1980) sein einführendes Kapitel überschreibt, daß das Sammeln und Veröffentlichlichen von Märchen als Welterfolg der deutschen Romantik - durch die Brüder GRIMM - zufällt. Dadurch gewann eine idealisierende, verklärende und organische Auffassung von Märchen als „Naturpoesie“, und damit fast synonym „Nationalpoesie“ überhand. Selbst bei CAMMANN 1967 schwingt dieses Denken noch mit (S. 9). Im weiteren Verlauf seiner Abhandlung hebt aber auch er - ein Schüler BAUSINGERSs - hervor, daß die Märchen im Sinne des Begriffs „gesunkenes Kulturgut“ einzuschätzen sind: Elementargedanken aus mündlicher Tradition des Volkes - sog. primitives Gemeinschaftsgut - werden im höfischen Mittelalter und der bürgerlichen frühen Neuzeit kunstvoll als Novelle gestaltet, in ihren „schlagensten“ gelungenen Ausführungen volkstümlich, dabei vulgärer in der mündlichen Tradition, um besonders in der Romantik „entdeckt“ und gesammelt und dabei in wieder üppiger kunstvoller Form schriftlich gefaßt zu werden: Die Originalmitschriften der GRIMMschen Märchen, im Nachlaß BRENTANOS, zeitigten eine äußerst primitive, teils radebrechende Erzählart! Die romantisierten Sammlungen wurden, neben nun auch kunstvoll erdichteten Kunstmärchen, als „Hausbücher“ populär und damit von Volk erneut angeeignet, dabei wieder einer einfacheren, eher „natürlichen“, Ausdrucksweise zugeführt; Nicht unbedingt etwas Schlechtes angesichts des oft üppigen, gekünstelten Ausdrucks der Brüder GRIMM und anderer, denen schon zu Lebzeiten vorgeworfen wurde, „für jeden Trödel im Namen der „uralten Sage“ Ehrerbietung“ zu begehren (BAUSINGER 1980, 11-55).

Es ist hier nicht Raum, eine umfassende theoretische Abhandlung der „Volkspoesie“ zu machen. Für unseres engeres Thema ist aber noch interessant, daß die Schwarzmeerdeutschen den Begriff „Märchen“ im engeren Sinne offensichtlich gar nicht kannten, sondern, wie CAMMANN 1967, 40f berichtet, alles Erzählgut mit allgemeinen Worten wie Gschichtle, Märchers o. ä. bezeichneten. Weiter ist wichtig, daß, zumal in der Pionierzeit, Märchenerzählungen mit ihrer „Moral von der G'schicht“, mehr aber noch die Exempel, der sittlichen und religiösen Bildung der Kinder dienten, da es nicht nur an Lehrern, sondern oft auch am Pfarrer mangelte (EBENDA, 45f). Leider berichtet das Tagebuch des F. F. Schlaps hiervon nicht ausdrücklich, wiewohl seine Kindheit in die Pionierzeit der Dobrudscha fällt,

und wiewohl seine Eltern, im evangelischen Tariverde beheimatet, „sich bekehrten“ - in einer freikirchlichen Sekte? F. F. selbst wird 1895 „konfirmiert“, bremst als Anführer seiner Kameradschaft zu wilden Schabernack und Blasphemien aus religiöser Überzeugung und hat dabei Probleme, sich selbst zu akzeptieren, da er auch wieder nicht frömmlicherisch erscheinen will. — Wir haben nur indirekte Hinweise auf einen Anteil seiner Bildung durch moralisierendes Erzählen: So verweist CAMNANN 1967, 34 auf den hohen Stellenwert des Erzählens in den Kameradschaften. F. F. hebt hier Tanz und Singen hervor.

Im JAHRBUCH 1957, 165ff, und 1958, 133f werden für die Dobrudschadeutschen Märchen aus den „Kinder- und Hausmärchen“ der GRIMMs als Erzählgut genannt, darunter das „Rotkäppchen“ und „Der Wolf und die sieben Geißlein“ — leider nicht im Wortlaut ausgeführt. Auch CAMMANN 1967 bietet hier nur die rudimentäre Erzählung durch ein in Westdeutschland lebendes Enkelkind, die unbrauchbar ist, da das Kind sie im westdeutschen Milieu erfahren haben kann. Außerdem gibt WEIGAND im JAHRBUCH 1968, 59 ein Zeugnis, das die romantischen KHM u. U. eine geringere Akzeptanz bei dobrudschaner Kindern hatten als die der dortigen Erfahrungswelt entsprechenden Wolfserzählungen:

Wie ganz anders der Unterricht dort gestaltet werden mußte als bei uns, erfuhr ich, als ich in einem Orte den Kleinen das Märchen vom Rotkäppchen erzählte. Ich kam bis zu dem Auftreten des Wolfes, als mir ein kleiner Junge sehr aufgeregte dazwischenfuhr: „Nächte war ein' Wolf in unserm Weinberg!“ Und nun folgte in guter deutscher Sprache die ganze Geschichte der Verwüstung und der Verfolgung. Wir waren aus der Welt des Märchens in die der Wirklichkeit versetzt.

Darauf ist weiter unten noch einmal zurückzukommen. Die interessanteste Märchenerzählung aus der Dobrudscha, die sowohl CAMMANN 1967 als auch ihr Aufzeichner WINTER im Jahrbuch 1962, 112ff entsprechend würdigen:

Hänsel und Gretel

Ein Märchen der Dobrudschadeutschen
Aufgenommen von Dr. Heinrich Winter

Auf der Suche nach lebendigen Erzählern, die ihre Geschichte nicht in einem Buch gelesen, sondern aus erzählendem Mund gehört, durch häufiges Nacherzählen im Gedächtnis bewahrt und schließlich durch eigene, vielleicht ganz ungewollte Zutaten weiter geformt und bereichert haben, stoßen wir auf unsere Heimatvertriebenen. Sie haben in ihren Dörfern in wirklicher Gemeinschaft gelebt, die von unseren technischen Errungenschaften noch kaum berührt war. Unser nachfolgend gebotenes Märchen stammt aus der Dobrudscha. Es wurde mir von Wendelin Klein erzählt, einem in Malkotsch (Malcoci) geborenen Volksdeutschen. Er war bei seiner Erzählung (1941) 36 Jahre alt. Die Bewohner von Malkotsch sind katholisch und stammen ursprünglich aus dem elsäbisch-lothringischen Raum. Sie haben ihre Heimat bereits im 18. Jahrhundert verlassen. Zunächst waren sie nach Südrußland gezogen (Halbinsel Krim). Nach mancherlei Schicksalsschlägen

und einem Zwischenaufenthalt in Bessarabien fanden sie in der Nord-Dobrudscha ihre zweite Heimat. Aus ihr wurden sie 1940 nach Deutschland zurückgesiedelt. Jahrelang lebten sie in Umsiedlungslagern bei Aschaffenburg, Lohr und Würzburg.

Das Dobrudscha-Märchen „Hänsel und Gretel“ ist ein echtes Märchen, denn es ist voll des Wunderbaren. Hänsel ist der „Held“ der Geschichte, der einzige, auf den es ankommt. Seine Geschichte aber ist vielgliedrig. Motiv reiht sich an Motiv, wie die Perlen an der Schnur zur Kette. Unter sich zeigen sie Rhythmus. Die Dreizahl ist ihre Aufbau-, zugleich aber auch ihre Spannungsformel. Dreimal wird Hänsel ausgeschiedt, die wunderkräftige Milch für die angeblich kranke Schwester zu holen. Drei Tiere gewinnt er sich dabei als treue Helfer. Dreimal spielen Hänsel und Gretel Karten, dreimal verliert Hänsel und wird in dreifacher Steigerung zuerst mit dem einfachen, dann mit dem dreidoppelten, schließlich mit dem seidenen Strick gebunden. Mit Hilfe seiner drei Tiere: Löwe, Bär und Wolf kann Hänsel den Drachen, der die Königstochter töten will, besiegen und dessen zwölf, also dreimal vier Köpfe abschlagen. Nach zwölf Monaten und einem Tag soll Hochzeit mit der Königstochter sein. Von zwölf Pferden wird der falsche Drachentöter zerrissen, dreimal wird der tote Hans von seinen Tieren und dem Fuchsendoktor um den Baum getragen usw. „Hänsel und Gretel“ ist durch das Zusammenfügen vieler Motive, die auch in anderen Märchen vorkommen, eine rechte Kunstschöpfung, aber eine des Volkes. Mit Staunen und Ergriffenheit folgen wir der schlichten Erzählkunst des Vortragenden, und bedauern, daß wir, die Menschen unserer Tage, zu dieser Kunst unfähig geworden sind.

erzählt von einem Wendelin KLEIN aus Malkotsch 1941, eignet sich Motive und Themen aus mindestens 2 Märchen der KHM und einem aus „1001 Nacht“ an und verbindet sie in großer Fabulierlust zu einer langen, episodischen Erzählung:

29. Hänsel und Gretel

Wendelin Klein

Malkotsch / Dobrudscha

Es waren einmal zwei Geschwister, Hänsel und Gretel. Sie hatten keinen Vater und keine Mutter mehr. Da sprach der Bruder zu seiner Schwester: „Wir gehen in die Welt hinein, damit wir auch etwas sehen“. Dann haben sie sich auf den Weg gemacht.

Hänsel und Gretel kamen in einen Wald. In dem Wald war ein großer Felsen und in dem Felsen eine verwunschene Tür. Sie wollten gerne wissen, was die Tür zu bedeuten habe, denn es war ein großer Stein, den zwölf Mann nicht lupfen konnten. Über dem hörten sie Stimmen im Wald. Da versteckten sie sich. Es kamen zwölf Räuber und sagten: „Sandiff (Kluft), geh auf!“ Da konnten sie den Stein ganz leicht lupfen, und die Tür ging auf. Dann gingen die Räuber wieder fort. Beim Herausgehen sprachen sie: „Sandiff, geh zu!“ Sofort schloß sich wieder die Tür. Hänsel hatte die Worte behalten. Er wollte sehen, was unter dem Stein war. Sobald die Räuber weg waren, ging er auch

an die Tür und sprach: „Sandiff, geh auf!“ Er konnte darauf allein den Stein wegwälzen und die Tür öffnen. Da hörten sie drunten eine Stimme: „Kommt nur herein, denn hier sind gute Leute!“ Hänsel und Gretel sind sogleich hineingegangen. Drinnen war der Koch von den Räubern. Er sagte zu ihnen, sie sollten bei ihm bleiben. Unterdessen kamen die Räuber wieder zurück. Wie sie die Tür offen sahen, erschrecken sie. Sie riefen: „Wer ist darin?“ Da antwortete der Koch: „Nur herein, es sind zwei gute Leute!“ Da kamen die Räuber herein.

Am nächsten Abend gingen die Räuber wieder fort und nahmen den Hänsel mit. Auf dem Weg überfielen sie einen Mann und nahmen ihm das Geld ab. Dem Hänsel aber gefiel das nicht. Wie sie nach Hause gekommen waren, sagte er zu seiner Schwester: „Schwester, wir gehen von hier fort, denn diese sind ja lauter Räuber! Für uns ist es nichts, denn wir kommen dabei auch noch um unser Leben!“ Gretel aber hatte sich schon in den Räuberführer verliebt und wollte nicht fort. Sie sagte zum Hänsel, sie sei krank.

Der Hans aber wollte alleinig nicht gehen. Da sagte die Schwester zu ihm, sie habe gehört, Löwenmilch wäre für ihre Krankheit gut. Hans machte sich mit seinem Gewehr und seinem Schwert auf den Weg in den Wald und traf dort einen Löwen, der Junge hatte. Der Löwe flog auf ihn zu. Da hat der Hans den Löwen erschossen. Dann molk er ihn aus und nahm sich einen jungen Löwen als Andenken mit. Nach Hause gekommen, gab Hans seiner Schwester die Löwenmilch. Gretel aber schüttete diese hinter ihr Bett.

Am andern Morgen frug Hans seine Schwester, ob sie nun gesund sei. Sie aber antwortete: „Noch nicht! — Aber ich habe gehört, Bärenmilch sei gut!“ Da ging der Hans wieder in den Wald. Dort traf er einen Bären, der Junge hatte. Hans tötete den Bären, molk ihn aus und nahm einen jungen Bären mit für ein Andenken. Wieder zu Hause angekommen, gab Hans seiner Schwester die Bärenmilch. Sie aber schüttete auch diese hinter ihr Bett.

Am dritten Morgen frug Hänsel seine Schwester, ob sie nun gesund sei. Sie aber sagte: „Noch nicht! — Ich habe aber gehört, daß Wolfsmilch gut sei für meine Krankheit!“ Da zog Hans wieder hinaus und traf einen Wolf, der Junge hatte. Hans tötete den Wolf, molk ihn aus und nahm sich einen jungen Wolf mit. Zu Hause angekommen, gab Hans der Schwester die Wolfsmilch. Sie schüttete die Milch wieder hinter das Bett. Die drei Tiere aber richtete Hänsel so ab, daß sie ihm treu waren und ihm gehorchten.

Am vierten Morgen frug Hans seine Schwester wieder, ob sie nun gesund sei. Sie sagte: „Noch nicht! — Ich habe aber von einer verunsicherten Mühle gehört. Wenn ich von dieser Mühle Mehl essen könnte, würde ich gesund werden!“ Diese Mühle aber war nur offen zwischen elf und zwölf in der Nacht. Hans machte sich wieder auf den Weg. Als die Mühle um elf Uhr aufging, trat er mit seinen drei Tieren ein. In der Mühle war ein alter Mann, der hatte ihm das Mehl gegeben. Wie Hans aber aus der Mühle herausging, schlug hinter ihm die

Türe zu, denn es war gerade zwölf Uhr. Seine drei Tiere aber mußten in der Mühle zurückbleiben. Hans kam traurig nach Hause. Sowie seine Schwester hörte, daß die Tiere in der Mühle eingeschlossen waren und den Hans nicht mehr schützen konnten, sagte sie: „Ich bin gesund! Nun wollen wir etwas Karten spielen. Wer von uns beiden verspielt, der wird mit einem Strick gebunden.“

Beide machten ein Spiel. Hans verspielte dabei und wurde von seiner Schwester mit einem Strick gebunden. Darauf patschte die Schwester in die Hände. Da kamen alle zwölf Räuber hereingestürzt und wollten den Hans töten. Hans aber ruckte einmal mit seinen Händen, da zerriß der Strick, und er war wieder frei. Die Räuber gingen darauf hinaus. Da sprach die Schwester: „Hans, wir wollen noch einmal Karten spielen. Wer verspielt, der wird gebunden mit einem dreidoppelten Strick!“ Der Hans verspielte wiederum, und die Schwester band ihn mit einem dreidoppelten Strick. Darauf patschte sie wieder in die Hände. Da stürzten alle Räuber herein und wollten den Hans töten. Hans ruckte aber dreimal mit den Händen, und beim dritten Male zerriß der Strick. Da entfernten sich die Räuber wieder.

Die Schwester forderte nun den Hans auf, zum dritten Mal mit ihr zu spielen. Wer dabei verliere, solle mit einem seidenen Strick gebunden werden. Wieder verspielte der Hans. Die Schwester band ihn mit dem seidenen Strick und patschte in die Hände. Wieder stürzten die Räuber herein und wollten den Hans töten. Der Hans aber konnte seinen Strick nicht zerreißen. Er bat die Räuber, ihm eine Viertelstunde Zeit zu geben, damit er sein Gebet verrichten könnte. Da haben die Räuber den Hans in eine Kammer getan, die nur ein kleines Fenster hatte. Wie die Viertelstunde herum war, kamen die Räuber herein und wollten ihn töten. Hans aber verlangte noch zwei Minuten Zeit. In diesen zwei Minuten schlug die Uhr elf. Da kamen seine drei Getiere durch das Fenster gesprungen, zerrissen seinen seidenen Strick und töteten alle zwölf Räuber. Die Schwester aber durften sie nicht töten. Hans wollte sie schon selbst „schuddigen“ (richten).

Hänsel und Gretel nahmen sich die beiden besten Pferde, denn die Räuber besaßen auch Pferde, und ritten nach der Stadt zu. Auf dem Wege hatte sich Hans besonnen. Er nahm seinen Revolver und schoß das Pferd unter seiner Schwester heraus. Zur Strafe mußte sie nun neben ihm laufen, er aber ritt. So kamen sie vor die Stadt, in der ein Königsschloß lag. Hans verwünschte seine Schwester auf das Königsschloß. Alle Nacht um zwölf Uhr sollte ihr das Feuer hell aus dem Hals brennen.

In der Stadt trat Hans in ein Wirtshaus ein. Die Stadt aber war mit schwarzen Fahnen behängt. Hans frug den Wirtsmann, warum die Stadt so schwarz behängt sei. Der Alte sagte: „Die Königstochter wird heute auf dem Marktplatz von einem Drachen zerrissen“. Hans wollte dies gerne sehen. Wie aber der Drache kam, sagte der Alte zum Hans: „Geh hinein ins Zimmer!“ Denn es war ein großes Rauschen in der Luft. Hans aber hatte keine Furcht. Zu seinen drei Getieren sagte er,

zwei Drachenköpfe wolle er herunterhacken, die anderen zehn sollten sie herunterreißen. So hat sich Hans mit dem Drachen in den Kampf gestellt und hat ihn getötet. Aus den zwölf Drachenköpfen schnitt er die zwölf Zungen heraus und steckte sie in seinen Jagdsack. Dann nahm er eine Kutsche. Der Kutscher war ein Zigeuner. Auf diesem Wagen schickte Hans die Königstochter ins Schloß zurück. Zum Dank gab die Königstochter ihm ein Nastuch und einen Ring. Hans sagte zu ihr: „In einem Jahr und einem Tag komme ich wieder zurück. Dann haben wir beide Hochzeit.“

Der Zigeuner fuhr die Königstochter aus der Stadt heraus. Er nahm seinen Revolver in die Hand. Sie mußte ihm versprechen, daß sie ihn heiraten werde. Dann hat der Zigeuner sich beim König gemeldet und gesagt, daß er den Drachen getötet habe. Als ein Jahr und ein Tag um war, fand die Hochzeit zwischen dem Zigeuner und der Königstochter statt.

An diesem Tag kam der Hans wieder zurück und ging in das gleiche Wirtshaus. Die Stadt war mit roten Fahnen behängt. Hans frug den Wirtsmann, warum die Stadt mit roten Fahnen behängt sei. Der Alte sagte: „Die Königstochter hat Hochzeit mit dem Drachentöter!“ Hans sagte zum Wirtsmann, er schreibe seinem Löwen einen Zettel und schicke ihn in das Hochzeitshaus. Auf dem Zettel stehe, der Löwe solle ihm vom besten Essen bringen. Der Wirtsmann aber setzte sein halbes Erbteil auf die Wette, daß der Löwe dies nicht bringen werde. Der Löwe kam bis ans Hochzeitshaus. Sie wollten ihn erschießen. Die Königstochter aber erkannte den Löwen, und sie durften ihm nichts machen. Sie nahm den Zettel, las ihn und gab dem Löwen vom besten Essen. Der Löwe kam zurück, der Wirtsmann aber war sehr erstaunt darüber.

Dann sagte Hans zum Wirtsmann, er schicke nun seinen Bär mit einem Zettel ins Hochzeitshaus. Auf dem Zettel stehe, daß die ganze Hochzeitsgesellschaft kommen und ihn abholen solle. Wie der Bär zurückkehrte, da kam mit Musik auch die ganze Hochzeitsgesellschaft und holte ihn ab. Hans sagte zum Wirtsmann, er brauche ihm nichts von seinem Erbteil zu geben, er könne es behalten.

Die Hochzeitsgäste nahmen den Hans mit ins Hochzeitshaus. Am Tisch mußte ein jeder seinen Lebenslauf erzählen. Der Zigeuner stand auf und sagte, er habe die Königstochter erlöst. „Schaut her, hier sind die zwölf Drachenköpfe!“ — Er hatte nämlich die Drachenköpfe aufgesammelt! — Dann stand Hans auf und frug ihn: „Haben die Drachenköpfe nicht auch Zungen gehabt?“ Bei diesen Worten zog Hans die Zungen aus seinem Jagdsack heraus und warf sie auf den Tisch. Der König hat den Zigeuner von zwölf Pferden zerreißen lassen. Die Hochzeit ging nun mit Hans weiter.

In der Nacht um zwölf Uhr war es draußen vor dem Schloß sehr hell. Die Königstochter frug den Hans, was das wäre. Der Hans wollte es zuerst nicht sagen, dann aber erzählte er, daß seine Schwester von ihm auf das Königsschloß verwünscht worden sei. Ihr müsse alle

Nacht um zwölf Uhr das Feuer aus dem Halse brennen. Die Königstochter bat den Hans, er solle seine Schwester wieder erlösen. Sie habe auch für sie zu essen. Darauf erlöste Hans seine Schwester, und sie lebte mit ihnen.

Eines Tages sagte die Schwester zu Hans, sie täte gern den Platz sehen, auf dem er den Drachen getötet habe. Hans nahm eine Kutsche und fuhr seine Schwester hinunter auf den Marktplatz. Dort steckte die Schwester einen Drachenzahn in den Sack. Zu Hause machte sie dem Hans ein schönes Schlafkissen. Er solle sich in der Nacht darauflegen und schlafen. Hans aber wollte es nicht, weil das Kissen so schön war. Die Schwester aber hatte den Drachenzahn in das Kissen hineingestellt. Hans mußte sich darauflegen. In der Nacht ging dem Hans der Zahn in das Ohr. Hans war tot.

Sie haben den Hans in eine Lade gelegt und diese auf das Wasser getragen. Dort schwamm der Hans in der Lade auf dem Meer. Seine Getiere aber, die ihm treu waren, wußten nicht, wie sie ihn aus dem Meer bringen konnten. Der Wolf schwamm ins Meer, legte sich mit beiden Füßen auf die Lade und ruderte mit den beiden anderen Füßen die Lade ans Land. Sie haben die Lade geöffnet und den Hans herausgelegt. Dann haben sie sich besonnen, wie sie ihren Herrn wieder gesund machen könnten. Der Löwe sagte: „Ich weiß einen Fuchs, der ist klug. Der muß auch wissen, wie man unseren Herrn wieder gesund macht.“ Der Löwe fing den Fuchs und brachte ihn her.

Der Fuchs aber sagte, er wäre kein Doktor, aber er kenne einen Fuchsendoktor. Nun gingen der Fuchs und der Löwe fort und fingen den Fuchsendoktor. Sie brachten diesen zum Hans. Der Fuchsendoktor ging um den Hans herum und schmackte (roch) an seinem Kopf. Dann sagte er, sie sollten den Hans dreimal um einen Baum tragen und ihn jedesmal mit dem Kopf an den Baum schlagen. Wie sie das dritte Mal den Hans mit dem Kopf anschlügen, flog der Drachenzahn heraus, und Hans war wieder lebendig.

Hans ging mit seinen Getieren nach Hause und ließ in der Stadt sagen, er werde am nächsten Morgen einen großen Vortrag auf dem Marktplatz halten, wie er den Drachen getötet habe. Am anderen Morgen kamen die Leute alle zusammen. Hans erzählte seinen Lebenslauf und von seiner Schwester, was sie ihm angetan hatte. Seine Getiere mußten seine Schwester zerreißen. Dann ging Hans nach Hause und lebte weiter mit der Königstochter.

(CAMMANN 1967, 176ff)

Ist es erkennbar? Wir finden eine ähnliche Ausgangssituation und einen gleichen Titel wie bei dem „echten“ „Hänsel und Gretel“ der Brüder GRIMM, das so geht (GRIMM 1977, 116ff):

Hänsel und Gretel

Vor einem großen Walde wohnte ein armer Holzhacker mit

seiner Frau und seinen zwei Kindern; das Bübchen hieß Hänsel und das Mädchen Gretel.

..... (Grimm ausgelassen)

oder so bei BECHSTEIN (o. J., 59ff);

Hänsel und Gretel

Es war einmal ein armer Holzhauer, der lebte mit seiner Frau und zwei Kindern in einer dürrtigen Waldhütte. Die Kinder hießen Hänsel und Gretel,

..... (Bechstein ausgelassen)

wo der Mutter eine andere Charakterisierung zukommt: Sie ist nicht einfach böse wie bei GRIMM und stirbt dafür in Abwesenheit der Kinder, sondern wandelt sich - ähnlich der Personalunion Wolf/Geiß oder Wolf/Großmutter im „Rotkäppchen“ und den „Sieben Geißlein“, wenn man der Märchenpsychologie von SALBER 1987 folgt.

Zu erwähnen ist noch, daß GRIMM in der 3. Auflage (GRIMM III) eine schwäbische Variante dieses Märchens aufnahm, in der im Knusperhäuschen statt der Hexe der Wolf lauert, wie SCHELLHORN 1968, 210 berichtet; diese Version liegt mir nicht vor; ich erwähne dies, weil die Schwaben eine große Gruppe Vorfahren - u. a. des F. F. Schlaps - der Dobrudschadeutschen bilden.

Das zweite Märchen von GRIMM, das hierin verarbeitet wurde, sind „Die zwei Brüder“ (GRIMM 1977, 338ff):

Die zwei Brüder

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Der reiche war ein Goldschmied und böß von Herzen: der arme nährte sich davon, daß er Besen band, und war gut und redlich.

.....

..... (Grimm ausgelassen)

in dem Motiv der treuen Tiere, zu denen hier auch der Wolf gehört, nur daß Hans in der Dobrudschaner Version keinen Zwillingbruder mehr hat. Aus den „Zwei Brüdern“ übernahm sie wohl den Stil einer relativ langen, episodischen Erzählung. Der Wolf in seiner Rolle in der Dobrudschaner Variante von „Hänsel und Gretel“, liefert hier ein Beispiel für die Wandertheorie zur Verbreitung von Märchen, welche denen der Erbtradition und Polygenese demnach zumindest an Bedeutung gleichkommt: Der gute Wolf steht gar nicht im Zusammenhang der Erfahrung der Dobrudschaner, sondern ihr geradezu entgegen: ist gewissermaßen eingewanderter Ahne offenbar jener christlichen mythischen Erzählungen, z. B. Irlands, in denen der Wolf Begleiter von Heiligen war.

Aus „1001 Nacht“ stammt das Motiv einer Räuberbande, die durch eine Formel, die den Stein verrückt („Sesam öffne dich“), Zugang zu ihrem Versteck findet: „Alibaba und die 40 Räuber“.

Wie gesagt, ist der Wolf in der Nebenrolle eines guten Täters, eines Getreuen, nicht der Wolf der Erfahrungswelt und -gesellschaft der Dobrudschadeutschen, so wie ihn beispielhaft F. F. Schlaps als Kind erlebte (s. u.!). Dies sowie einige

zwanglose Modernitäten (wenn Hans seiner Schwester mit dem Revolver das Pferd unterm Hintern wegschießt - die Erzählung nimmt hier die Form des Schwankmärchens an) und der schlanke, gegenüber den Grimmschen Vorlagen schmucklose Erzählstil belegen ebenso gut die These vom Märchen als „gesunkenem Kulturgut“, außerdem -Lüthi's These von der Flächenhaftigkeit der Märchen:

„...die Gestalten des Märchens erleben alles Jenseitige ohne Befremden; es gibt kein Verwundern, und es gibt, tritt man nicht von außen an die Märchen heran, auch keine Wunder.“
(BAUSINGER 1980, 168)

Daraus folgt insgesamt, daß hier nicht die Aufnahme eines Wolfes und orientalischer Motive (zumal „1001 Nacht“ in Deutschland schon im 18. Jahrhundert populär wurde) in den Stoff von „Hänsel und Gretel“ eine entscheidende dobrudschaner Einfärbung darstellt, sondern jene skurrile Sequenz mit den Elementen Revolver und Pferd: vgl. dazu viele Erinnerungen in F. F. Schlaps' Tagebuch (passim)! Vermutlich spielt in der forcierten Geschwisterrivalität in dieser Erzählvariante ein Erfahrungsmoment der Schwarzmeerdeutschen hinein, denn die Erbfolgeregelung bei meist großer Kinderzahl in den Bauernfamilien war u. a. ein Problem (CAMMANN 1967, 21). Auch die grundlegend veränderten Lebensverhältnisse Hänsels am Ende der Erzählung unterscheidet sich von den klassischen Varianten dieses Märchens, in denen die Kinder bzw. Brüder sich am Ende ja wiederfinden und regelrecht heimkehren; der Hänsel der Dobrudschaner Variante verläßt seine Heimat, weil er verwaist ist - was sich auch als Heimatverlust durch Erbfolge oder geänderte Herrschaftsverhältnisse deuten läßt - und sucht und findet anderswo Heim und - auch materielles - Glück: Ein Pioniermythos, wie er der Realität des Umherziehens des jungen F. F. Schlaps einen Sinn verleiht. Diesen Gedanken entwickelt RENNER (JAHRBUCH 1958, 132) in seinem Beitrag „Volkskundliche Aufzeichnungen aus der Dobrudscha“, wo es heißt:

Sagen, Geschichten und Märchen

Sagen und Geschichten knüpfen sich vor allem an Orte und Stellen, die den Menschen irgendwie unheimlich scheinen. Eine gewisse Rolle spielen im Erzählgut auch die Geld- oder Goldsucher-Geschichten.

Wo Geld vergraben ist, brennt alle sieben Jahre im Sommer nachts Feuer aus der Erde. Sieht man eine solche Brandstelle, so muß man schnell seinen Mantel auf das Feuer legen. Und siehe da, — er wird glänzen vor lauter Gold und Geld.

Da war einer, der hat Geld brauchen können. So hat er sich ein Tischchen angefertigt, das Gold suchen konnte: Aus dreierlei Holz, mit drei Beinen und mit drei Schlägen mußte das Tischchen zusammengefügt werden. Die Goldgräber gingen mit dem Tischchen hinaus, legten ihre Hände im Kreis auf die Tischplatte und befragten das Tischchen. Dieses hat dann in der Richtung, in welcher das Gold vergraben lag, geruckt.

Do sind au enmol e paar gange, um Gold zu grabe. Der eine hat a rote Jack', der zweite a blaue Jack' und der dritte a grüne Jack' ang'habt. A paar andere hent des g'wißt, se hent sich im Türkefried-

hof verschteckt, hent weiße Tücher, Plachte romgschlage. Wie na die andere vorbei gange sind, sind die hinte drei‘ und dr oi hat g’sagt: Der mit de rote Jack‘ g’hört mir. Der andere: Der mit dr blaue Jack‘ mir, und der andere: Und der mit de grüne Jack‘ mir. — No aber sind die Goldsucher g’schprunge.

CAMMANN 1967 kategorisiert diese Art Märchen als Glücksmärchen. Er bringt auch das Beispiel, daß „Hänsel und Gretel“ im Schwarzmeergebiet in der klassischen Form der GRIMM und BECHSTEIN erzählt wurde (228ff):

Anna Ternes

Karamurat / Dobrudscha

52. Hänsel und Gretel

Es ware emoll e Mann un e Frau, die hann zwei Kinner gehat. Das Mädchen hann se Gretel genennt und das Buhche Hänsel. Die ware so arm, die hann noch nit emoll ’s Brot iwwer Nacht gehat.

Saht die Mutter zum Vatter owends: „Mir misse unsre Kinner in de Wald bringe; mir kenne se nimmi dorchbringe. Mir hann ke Brot un nix mi zu esse for se! Hollscht se morje frieh in de Wald, sahscht, du duscht Holz sammele, und sahscht, wenn du genung Holz gehackt hascht, bringscht se wieder hemm! Loscht se awwer im Wald, werre wohl dotfrere, un dann sinn mir se los!“ — De Hänsel hat das gehert und hat’s dem Gretche verzehlt. Und das hat angefang zu kreische. Saht’s Hänsche: „Brauchscht nit kreische; ich geh raus un such Stenerche. Gehn mir immer hinnerm Vatter no, dun mir Stenerche strauere, un dann finn mir wieder zurick!“ Is raus un hat e Säckche voll gerafft, un morjets, wie se sinn mit ihrem Vatter in de Wald gang, is Hänsel immer zurickblieb un hat Stenerche geschmiß.

Wie se im Wald ware, saht der Vatter: „So, Kinnerche, huckt eich mol unner de Baum; wenn’s eich kalt werd, kennt ihr Holz sammele. Wenn ich fertich bin, holl ich eich wieder“. Hat er e Ascht an e Baum gebunn, der hat immer so ragekloppt, hat so gekloppt, als wenn er mit ’m Beil Holz schlaht. Hann se gehuckt und gehorcht, wie ’s so kloppt. Hann se gedenkt, ihre Vatter hackt noch Holz. — Is es schunn dungel worr, kloppt immer noch. Is nacht worr, sinnsse gang, wollde de Vatter suche, hann se ’n nimmi gefunn. Saht Hänsel: „De Mond scheint so hell, mir werre die Stenerche schunn finne!“ Hann sie die aach gesehen un hann wieder schen zurickgefun. Wie se an sinn kumm, die Dier ufigemach, sinn ihre Mammi und ihr Date (Vater) verschrock. Hat se gesaht: „Sinn se jo wieder do! Wie hann se bloß zurickgefun? Du muscht se morje noch weider in de Wald bringe, daß se nimmi zurickfinne!“ — Das hann se nit gehert, daß se de annere Daach wieder in de Wald hann selle, un hann kee Stenerche gerafft. Hat ’s Gretche wieder gekrisch. Saht ’s Hänsche: „Ach, kreisch doch nit, mir hann doch e Stickche Brot! Das verkrimmel ich uff ’m Weech, un dann finne mer aach wieder zurick!“ — Wie se wieder im Wald ware, un es is schunn dungel worr, hann se gedenkt: So, jetz is de Vatter wieder hemmgang, un mir gehn aach hemm. Hann se halt gesucht und ge-

sucht; die Vegelche hode das Brot uffgefress, un da hann se nimmi hemmgefunn. Hann se sich im Wald verlaf un hann gesucht un gesucht, hann nimmi rausgefunn! —

Uff emoll hann se e Heis-che gesiehn. So e schenes Heis-che, war ganz mit Lebkuche, newe rum alles mit Schokolade un Zucker, alles so schen! Hann se so e Hunger gehat, sinn se ran un hann sich etwas abgebroch. Uff emoll guckt e Hex raus. Saht se: „Oh, ihr stehlt von meim Haus! Wollt ihr mir 's Haus abbreche? Kummt moll renn, ich hann noch viel Schenneres hier drenn! Hier is es warm, un ich gebb eich was zu esse!“ Hat se se renngelockt. Un wie se rennsinn, hat se die Dier zugemach. Hat se gesaht: „So, jetz kummt ihr nimmi raus do! Hänsche, dich sperr ich in de Stall, werrscht schen gefiedert un werrscht geschlacht!“ Un 's Gretche hat misse schaffe. Morjets frieh hat 's misse uffstehn, Supp koche un hat se misse demm Hänsche rausdran un hat 'n misse gud fiedere un im Haus hat 's misse schaffe. Hat 's immer gekrisch. Saht 's zum Hänsel: „Do hascht e Knechelche! Wenn die Hex saht, du sollscht dei Fingerche rausstecke, weil se siehn will, ob du fett genug bischt, dann streck 's Knechelche raus, die sitt nit gutt!“

Jetz e Daach hat die Hex moll wieder nogeguckt, saht se: „Streck 's Fingerche raus, Hänsche, will moll siehn, ob de dick genug bischt, 'aß ich dich schlachte kann!“ Hat er 's Knechelche rausgestreckt, saht se: „Du werrscht aach nit dicker! Aber heit werrscht geschlacht!“ Saht se zum Gretche: „Du moll de Owe heiß schiere, heit werd 's Hänsche geschlacht; 's werdd nit fetter!“ 's Gretche hat de Owe, geschiert' un 'alt immer gekrisch dabei. Wie er heiß war, saht die Hex: „Gretche, krawwel moll renn un guck, ob de Owe heiß genug is!“ Hat 's Gretche gesaht: „Ja, ich weiß nit, wie ich das mache soll; macht 's mir doch moll vor!“ — Jetz, wie die Hex so zeigt, wie 's gemacht werdd, hat Gretche ihr e Schubs genn, is die Hex in de Owe gefall, un 's Gretche hat die Dier zugemach, un die hat geschreit drenn un is verbrennt! 's Gretche is raus, hat demm Hänsche die Dier uffgeschloß un hann sich gefreit. Hann se gesaht: „Jetz kenne mir hemmgehn! Aber erscht gehn mir moll renn; die Hex hat soviel Gold, Silwer un Edelsteen, ganse Kischte voll, die mache mer uff un dun ganz viel mitnemme, dann sinn mer reich, hann was zu esse un breige nimmi in de Wald gehn!“ So viel, wie se trahn konnde, hann se sich mitgenomm, un dann sinn se hemm. Wie se hemm sinn kumm, hann sich die Eltere so gefreit, daß se ihre Kinner wieder hode. Ware se so reich! Un da hann se kenne gut lewe bis an ihre End.

Dies Beispiel stützt erneut die These von „gesunkenen Kulturgut“, noch stringenter, weil hier das Original in die Mundart und einen weniger poetischen, dafür drastischeren Tonfall (wenn Gretel z. B. „hat angefang zu kreische“) rückversetzt wird. Die Verlebendigung dieser Erzählung gegenüber der literarischen Vorlage ist unverkennbar, insbesondere wenn man südwestdeutschen Dialekt auch nur ein wenig im Ohr hat, weil man ihn öfter hörte.

In Verlauf und Motivation eine gewisse Übergangsform zwischen der klassischen und der eigenwilligen Dobrudschaner Variante, die oben vorgestellt wurden, stellt folgende Variante aus Bessarabien dar (CAMMANN 1967, 231f):

Sibylle Herrmann

Krasna / Bessarabien

53. Hänsel und Gretel

Es war emal e Mann un e Frau. Un die hatten e Mädchen un e Buschi. Und die Mutter is dann auch frühzeitig gestorbe, un der Vater, der hat sich nit viel gekimmert um die Kinner. Die waren dann immer so alleinich, und die waren noch klein, die hatten kein Brot, die hatten keine Kleider, sie hatten gar nix.

Und da haben 's sich so beraten — der Vater is morgens weggange, abends wieder reingekommen —, und da hatten sie sich so beraten: Sie gehen in de Wald, Holz suchen —, und da kaufen se sich Kleider und Strimpe und was se so alles bräuchte und aach Brot und Essen.

—

Naja, sie gingen los, die beiden, Hänsel und Gretel war das. — Und wie se da in de Wald kommen, da han se viel Holz zesammen gehabt, und da han se das erscht emal verkaaft. Zeerscht ham se sich Brot kaaft und was ze esse. — Nächsten Tag sind se widder losgang. Und das war im Winter! — Un is dann kalt wor, und das Hänsche hat gsaat: „Mer kenne nicht so frieh nach Hause gehen, mer missen so und so viel sammle heit!“ — „Naja, bleiben mer noch, wenstens (wenigstens) noch 'e halbe Stunde!“ saut de Schwester zu dem Junge. — Na, ja, sie bleiben, un da is das Schneewetter eingetroffen un hat angefangen zu schneiden (für „schneien“, richtig krasnerisch „schneca“ nach Al. Leinz, d. Vf.) un ist so kalt worre! Un da han sich so verirrt in 'n Wald un muß' de Nacht bleiben, misse im Wald d' Nacht bleiben —, das... das Wetter hat se ieberfall, un da missen se bleiben.

Jetzt han se sich so under 'en Baam so bißche de Schnee weggemacht un han sich da hingesezt. — Uf eenmal han se geheert: Der Wolf! — Da hat der Wolf geheilt „Hau-Huuuuuuuu!“ hat der Wolf geheilt. Da han se Bange gehat, was man jetzt macht, „und der Wolf überfallt uns und freßt uns heit nacht!“ — Kein Mensch un keine Seele im Wald, sie alleinich, die beiden! — Und da sagt das Hänsche: „Kumm, Gretchen, mir krabbeln uf de Baam, un da setze mer sich oben in dee Spitz! Wann 's uns aach kalt werd, aber mer werden nicht aufgefressen vom Wolf!“

Na ja, die krabbeln da rauf un setzen sich oben rauf auf denne Baam. — Und der Wolf unne immer um de Baam in die Rund — un, un, un knurrte un, un murrte da un will die... de Baam unne abfressen, daß der Baam ab —, umfällt, und die... wollt doch die Kinder oben haben, — na, un die weinte schon un han Angst: Also, der Baam kann ab, er kann de Baam abbeißen unne, und fällt um, „un dann hat er uns doch!“ — „Wein' nit so doll!“ hat er gsaat, das Hänsche ieber das

Gretche, „also — der Jäger muß bald komme! Es werd schon hell. Der Tag kommt schon rauf!“ hat er gesaat, „un der Jäger muß kumme un schießt ’n dann tot, dann sind mer gerettet!“

Na ja, das dauert vielleicht noch e halbe Stunde, da kommt der Jäger aan, un der Jäger knallt dene Wolf rundr, und die Kinder waren gerettet. — Und da hat er se alle beide an de Hand geholt, die Kinder, wie se rundrkamen, un sagte zu denne Kinder, ob se noch Eltere han. Un da sagte das Gretche: Ihre Mutter is gestorben, un ihr Vater kimmert sich net um se! — Und da sagte der Mann also, se kenne mit ihm mitkumme, er hat Esse un hat Arbeit for se, und sie kenne ruhig bei ihm groß werre, er hat keine Kinder! — Un die han sich gefreit, die Kinder, die han sich gefreit und ware froh! Un sie sind mitgang’. Un der Junge, der hat er denn gleich in de Hof, also an die Pärde un ans Viech. Und das Gretche hat im Haus kenne arbeite, alle Arbeit schon kenne machen; die ware schon so ’n bißchen bei Jahre. Und die Mutter hat sich aach so gefreit!

So ist der greeßte Sohn vom Keenich kumme un hat das Gretche geheirat’. Un da mußte se auseinander, von... se mußte ja vom Bruder dann wech. Da hat der Bruder gesaat: „Mer haben sich so lange schon durchgeschlagen, un jetzt haben mer ’s mal schen gehat, jetzt willst du schon heiraten!“ — „Ja“, hat se gsaat, schenner kann se ’s nicht haben als wie bei dem Keenich! — Un hat auch geheirat’. — Un der Junge hat de Hof ieberholt von dem Bauer un hat gelebt un gesaut. — Wann er noch nit gestorwe is, lebt er heit noch! —

Hänsel und Gretel bleiben sich hier, aus Armut von zuhause vertrieben, geschwisterlich zugeneigt wie in der Urform, und Hänsel kehrt schließlich heim, um den elterlichen Hof weiterzuführen. Aber aus der Erfahrung der Schwarzmeerdeutschen wird die Begegnung mit dem Täter, anstelle mit der Hexe hier mit dem Wolf, was an sich noch einer schwäbischen Variante des Originals entspräche, im Bild, daß die Erzählung im Hörer heraufbeschwört, zu einer rechten Wolfsgegeschichte: Wenn die Kinder auf einen Baum klettern, um den herum unten, im tiefen Schnee, der Wolf lauernd kreist! Dobrudschaner Pioniermythos wie auch -erfahrung, die Handlung der Dobrudschaner Variante von „Hänsel und Gretel“ bereits andeutend, findet sich hier in der schließlichen Trennung der Familie durch Heirats- und Erb-folgesitten: Gretel findet ein neues Heim und Zuhause anderswo - und dabei auch wieder das Glück. Aber Hans „lebt und saust“ auf seinem alten Teil. - Wieder fällt das Tagebuch des F. F. Schlaps ein, das dieses wechselnde Glück und die wiederholte Trennung, Wiedertzusammenkunft und Wiedertrennung von Familien ausweist: z. B. der Besuch des ausgewanderten Vaters, der sich durch den Kriegsausbruch verlängert und für ihn nochmals bäuerliche Arbeit bringt, bevor er endgültig abreist.

In diese Variante aus Bessarabien gingen Ausgangsmotive der gleichfalls aus Bessarabien notierten Erzählung „Der Wolf und der Holzfäller“ offenbar ein, die weiter unten vorgestellt wird (CAMMANN 1967, 348f), aber auch folgendes Mär-

chen von dort (EBENDA 1967, 262):

Klemens Ihli

Krasna / Bessarabien

60. Bruder und Schwester

Es war emol e Mann un ne Frau, un die han zwai Kinnner gehat. Un dann is de Vattr un die Muttr krank wor. Un es war im Winder, war ganz kalt!

Jetzt han die gar kee Holz gehat zum Feiernache, kee bißche Brennmaterial. Dann hat das Buhche gesaat zu dem Mädchen: „Weeßsch (weiß), Schwesterche, ich mach 's Beil scharf, un mir fahre morje in de Wald mit 'm Schliede (Schlitten) un holle Holz. Unser Mutter verfriert un unser Vater aach, un mir verhungere, die holt aach nix zu esse!“

Und dann sind sie in de Wald, sind se losgefahr. Und unterwegs sin se erscht in de Kirch gang un han dann gebet. Wie se gebet han gehat, und dann sin se in de Wald gefahr. — Jetzt, wie se in de Wald sin kumm, dann han se Holz gemach. Dicke Beem (Bäume) hat der Bu abgehackt! — Un wie se das Holz dann fertig han gehat, uf eemol guckt das Buhche, do kummt e Wolf aan, großer Wolf! Dann hat das Buhche das Mädchen un dr de Schliede un Holz drufgedon (draufgetan), und er hat sich das Beil in die Hand genomm, und dann wie der Wolf kumm is, und dann hat er ihn immer in de Kopp gehackt, bis er hin war, de Wolf!

Und dann, wie de Wolf hin war, und dann hat er de Schliede widder umgestülpt un das Mädchen raus, un da han se Holz ufgelad, un de Wolf han se owedruf geleet (gelegt). Und dann sin se hemmzu (heimzu).

Jetzt han se, wie se hemmzu gefahr sin, han se misse ieber de Weg. — Da is 'n reicher Mann angefahr komme un e Frau. Scheene Pferd angespannt gehat am Schliede! Un dann hat de Mann, guckt de Mann so, dann sieht er die Kindr — „oh, die han ja e scheener Wolf dort, das gibt e Pelz vor dich, Mutter!“ — Und dann hat de Mann stillgehall (gehalten) un hat gesaat: „Kinner, verkaaft uns doch de Wolf!“ — „Nee“, hat das Buhche gesaat, „mir wellen 'n in de Stadt bringe un mir misse viel Geld han; denn mir han nix zu esse — unser Vattr un unser Muttr is krank dahemm!“ — Und dann hat de Mann gesaat: „Ich gen eich viel Geld!“ un hat 'n aach viel Geld gen. Un die han aach von der Stadt viel kaaft, Brot, Zucker, Fleisch, Wurscht, alles, was man so zum Lebe brauch. Un das hat er de Kinnr gen (gegeben) un Geld gen un Schwefelcher (Schwefelhölzer) — das saart man so uf Deitsch „Streichholz“, gell?

Un dann sin die Kinner hemm. Wie se hemm sin kumm, war es doch soo kalt in der Stub! — Un dann hat das Mädchen gleich die Äsch (Asche) rausgemach, und das Buhche hat dann schnell trockenes Holz dort rausgesucht un ringebrung (hineingebracht), han se Feier (Feuer)

gemach un han Wasser ufgestell. Na han se Tee gekocht. Und dann is 's warm wor. Und dann hat die Mutter erscht de Kopp gehob un hat gesaat: „Kinner, wo hat dann ihr das scheene Holz har, ihr hat ja so warm gemacht, und das riecht ja aach so scheen!“ — „Ja“, han die Kinner gesaat, „mir han de beese Wolf totgeschlaan, den han mir verkaaft. Jetzt han mer Brot un han Geld un han Wurscht un han Zucker, han Tee, un mir han jetzt alles!“ — Un dann han se das alles de Eltere, de Mutter un Vatter gekocht. Un dann han se gess, die Eltere. Un dann sin se widder gesund wor.

Un jetzt is aus, dort laaft die rot Maus!

Auch hier gehen Wolfsgeschichten aus Erfahrung in das Märchen ein, besonders der Kopfpfeil auf erlegte Wölfe, der in dem oben gebrachten Sachtext von HEER (JAHRBUCH 1965, 60f) bestätigt wird. - Für den Aspekt der Bildung im Zusammenhang des Themas findet sich hier im Erzähltext noch eine Spur der Rolle, die den Märchen für die sittliche und religiöse Erziehung der Kinder zugeschrieben wird:

„Und unterwegs sin se erscht in de Kirch gang un han dann gebet. Wie se gebet han gehat. Un dann sin se in de Wald gefahr.“

CAMMANN 1967 führt eine literarische Form „Tiererzählungen“ ein. Da mir das gegenüber dem bisherigen Vorgehen in meiner Arbeit nicht übereinstimmt, ordne ich diese Tiergeschichten je nach Form unter die Märchen, Schwänke usw. ein, den Definitionen BAUSINGERS 1980 folgend, der die Tiererzählungen selbst zu den Grenz- und Übergangsformen zählt; ich meine, daß sich unter den Tiererzählungen der Sammlung CAMMANN sowohl solche als auch eindeutiger literarische Formen finden. - Zu den Märchen zähle ich daher folgende Erzählung, in denen der Wolf eine Rolle hat.

„Die geschorene Geiß“ (CAMMANN 1967, 350ff):

Else Kalisch

Beresina / Bessarabien

113. Die geschorene Geiß

Jetzt kommt 's Gschichtle von dr gschorene Geiß.

's war 'n Vatter, un der hat zwei Kinder ghett un a Geiß.

Un no hen die Kinder müssa d' Geiß hüta. — Am erschta Tag isch der Jung mit der Geiß ufs Feld ganga. Un no hat er sie uf d' best Weid geführt. Un wo sie am Obeds (Abend) heimganga sind, no hat der Vatter die Geiß gfragt: „Geiß, bisch satt?“ Na hat sie gsagt:

„Ja — so satt, so satt
wie a Bohneblatt,
a Eimerle Wasser un
a Karritzle (kleiner Wagen) Heu tät ich noch packa!“

No isch der Vater bös worra über den Jung un hat gsagt: „Du hasch die Geiß net gut ghüt, un die muß doch gut gfüttert werra! Morga

derfsch du nimmeh mit ihr nausgeh, no muß dei Schwester geh!“

Des Mädle hat a große Freud druf ghatt, daß sie d' Geiß hüta derf. Un isch scho ganz früh am Morgets ufgstanna, hat sich fertiggmacht und a bißle Brot in Brotsack doo, un no isch se los mit der Geiß. Un hat a schönes Fleckle im Wald ausgesucht, un die Geiß hat grast. Un 's Mädle hat sich in Schatte unter 'n Baum ghockt un hat a bißille gsunga. 's war halt an schöner Tag für 's Mädle un für d' Geiß. Sie war ganz befriedigt.

Un wo sie heimkomma isch — sie hat unterwegs schon immer denkt: Was wird au heut abend d' Geiß saga, wo se doch so gut grast hat? — Jetzt, wo sie heimkomma isch, hat halt der Vater gfragt: „Geiß, bisch satt?“ No hat d' Geiß gsagt:

„So satt, so satt
wie a Bohneblatt,
e Eimerle Wasser un
a Karritzle voll Heu tät ich noch packa!“

Jetzt war der Vater wieder bös über des Mädle un hat gsagt: „Du hasch die Geiß au net gut ghüt, aber ich werr morga selber mit ara nausgeh, no werd sie satt sei, wenn mer heimkommet!“

Un am andera Morga isch der Vater ufgestanna, hat sei Geißle genomma un isch mit era uf d' Weid ganga und hat a gutes Fleckle ausgesucht. Er hat sich unter 'n Baum glegt un hat gschlafa. Hat als amal wieder guckt nach seiner Geiß, die hat ganz tüchtig grast. No hat er denkt: No, die Kinder hen die Geiß immer betroga; so satt, wie sie heut isch, war sie noch nie! — Un wo 's Abend war, isch er mit ara heim un war ruhig und froh drüber. Aber wo er heimkomma isch, hat er denkt: Jetzt möcht ich doch noch amal fraga, un no hat er gsagt: „Geiß, bisch satt?“ Un d' Geiß hat gsagt:

„So satt, so satt
wie a Bohneblatt,
e Eimerle Wasser un
a Karritzle voll Heu tät ich noch fressa!“

Jetzt isch er no aber arg bös worra, weil sie au heut abend des Sprüchle sagt, wo er sie selber so gut gweidet hat!

Un no isch er ganga, hat sich a Scher gholt un hat sie gschora uf einer Seit. Un wo er sie hat wella uf der andera Seit schera, isch sie ihm davoganga, isch sie eifach zum Fenschter naus un fort! Un no isch sie durch d' Straß ganga un hat gsunga:

„Uf einer Seit bin ich gschora
un uf der andera net,
uf einer Seit bin ich gschora
un uf der andera net!“

Un so isch sie durchs Dorf. Und bis (als) sie zum Dorf draußa war, no

isch sie halt forttrittelt un hat net gwißt wo na.

Uf einmal isch sie vor a Fuchsloch komma. No hat sie denkt: Wart, do könntsch neigeh un dich ausruha! No isch sie in des Fuchsloch ganga, hat sich naglegt. Un wie sie drin war a Weil, isch dr Fuchs komma un hat nei wella. No hat sie gsagt:

„Komm net rei,
oder ich verstoß dich mit de Hörner
un feg dich naus mit 'm Schwanz!“

Jetzt hat der Fuchs denkt: Was isch aa do für a Ding in meim Loch dren? Da kannsch net neigeh. — No hat er sich vor 's Loch naglegt, ghockt un war ganz traurig. Un wie er a Weil ghockt isch, isch der Wolf ankomme un hat gsagt: „No, Gvattermann, was hocksch du da so traurig?“ No hat er gsagt: „Ja, was soll ich mache: in meim Loch isch was drin un geht nimmeh raus!“ — Na hat der Wolf gsagt: „No, des wollt mer mal gucke, ich wer 's raustreiba!“ Un no, wie er hat nei-wella, no hat sie halt wieder gsagt:

„Kommt net rei,
oder ich verstoß dich mit de Hörner
un feg dich naus mit 'em Schwanz!“

No hat der Wolf au Angscht kriggt un hat sich zum Fuchs naghockt, un waret all zwei traurig.

Jetzt uf einmal kommt a Brems angfloga un sagt: „No ihr zwei, ihr seht ja so traurig aus, was isch mit euch?“ — „Ja“, hat der Wolf gsagt, „in meim Bruder Fuchs seim Loch isch was drin un geht nimmch, raus!“ — Na hat die Brems gsagt: „Ich werr amal gucka, ab ich 's net rauskrieg!“ No isch sie nei, hat sich dera Geiß untern Schwanz ghockt un kräftig neigstocha. Un wie die Geiß des verspürt hat, isch die aber imma Tempo raus. Un no, wo der Wolf gseh hat, daß des a Geiß war, na hat er gsagt: „Wenn ich des gwißt hätt, no wär ich nei, un do hätt ich an gute Brates ghett!“

Un die, Geiß isch in die weit Welt gesprunga. Un' wann sie net müd worra isch, springt sie heut noch rum.

ist ein frei phantasierendes Zwittergebilde, zuerst - besonders in der Dreizahl - Märchen, zum Ende hin mehr ein Exempel von ganz eigener Art: Der beliebte Gegensatz dumm-schlau zwischen Wolf und Gvatter Fuchs wird aufgehoben, denn diese zugleich dumme wie dreiste Geiß schlägt beiden durch ihre Unberechenbarkeit ein Schnippchen. Indem die kleine Bremse die Geiß aus dem Loch treibt, was beide Raubtiere nicht mal schaffen, wird einmal mehr das Motiv vom Wert des Kleinen aber Klugen exemplifiziert. Der anarchische, in der Hauptfigur dieser unberechenbaren Geiß scheinbar sinnlose Charakter dieser Erzählung erinnert an das Prinzip des oben dargestellten Abzählreimes dobrudschaner Kinder; daß diese Erzählung eine Erweiterung eines früheren kindlichen Abzählreimes sein könnte, dafür spricht die rhythmische Einlagerung von gereimten Wortspielen, wobei die Klage der geschorenen Geiß:

"Uf einer Seit bin ich gschora
 un uf der andera net,
 uf einer Seit bin ich gschora
 un uf der andera net!"

vermutlich, zur Gaudi der Hörschaft, vom Erzähler im Meckerton der Ziege verzutragen war (CAMMANN 1967 macht zu diesem Stück keine erläuternde Anmerkung, wie zu vielen anderen aber).

2.2.2. Schwänke

Nach BAUSINGER (1980, 150ff) erscheint der Schwank als weltliche heitere Erzählung, wie auch das Märchen, in der Renaissance und bewahrt seither erstaunliche Konstanz in den Motiven. Auch er wurde erst später im Sinne „gesunkenen Kulturguts“ volkstümlich. Zuvor war er vom Mönchslatein überkommenes stadtbürgerliches Erzählgut; seine Wurzeln reichen dabei in diffuser Weise zurück bis in die Antike. Vom Märchen unterscheidet er sich durch Verlebendigung der handelnden Figuren in ihm sowie dem höheren Realitätsgehalt: Er ist nicht flächenhaft im Sinne LÜTHIS wie das Märchen: Die Hauptfigur schillert, nicht immer siegt das Gute. Aber nur in gewisser Weise darf er auch als zur Erzählung geweiteter Witz gesehen werden. Im Übergang zum Märchen gibt es eine literarische Form des Schwankmärchens, dessen bei uns bekanntester Vertreter „Das tapfere Schneiderlein“ sein dürfte. Der skurrile, oft saftige Witz des Schwankes macht ihn weniger zum Bildungsmittel für Kinder als vielmehr der Heranwachsenden und Erwachsenen; Bildungsmittel, weil auch er eine „Moral von der Gschicht“ hat.

CAMMANN 1967, 290ff liefert einen schönen Schwank aus der Dobrudscha:

Theresia Erker

Karamurat / Dobrudscha

65. Die untreue Frau

Kinder, hört mal gut zu, ich erzähle euch jetzt ein Dobrudschaner Märchen von der untreue Frau.

Es war emol e reicher Bauer, der hat schöne Pferd', viel Land und e scheenes junges Weib. Aber kee Knecht is bei ihm geblieb'. Er war schon zu bedauern. Immer is er allein gestanden auf 'm Feld, immer hat er allein misse ackere un mit de Pferd' 'rum. — Kaum hood er e Knecht gedung', drei, vier Wochen, is er schon wieder gang'. Alle Leit' haben sich schon gewundert, warum daß bei ihm kee Knecht bleibt. Er hat nix mache kenne. Die Knecht haben ihm auch nich gesaat, wann se fort sind gangen, warum daß se nich bleiben. Un sei Frau, sei Frau hat grad die Schultere gehob' und hat se falle gelass' wieder. — Mein Gott, der hat sich schon kee Rot (Rat) nich mehr gewußt. Na, da is er auch mal e Tag rausgefahre in de Acker im Frühjahr, da war er schon ganz traurig. Hat er geackert und geackert de ganze Tag. Denne Tag war er schon zu alles ledig. Mein Gott, so ganz allein, ganz allein, und so viele Knechte wechse immer! Die Leut' haben schon gered't über 'm. Bei jeden Tag is er abends ins Gasthaus und hat nachgefroot in der Schenk', ob da niemand weeb', wo e Knecht

is oder was. Se han ihn schon gar nicht mehr angehört. Manche haben schon gespot't über 'n und han gesaat: „Na, bei dir bleibt ja doch keener! Vielleicht gibst ihm nichts zu esse oder was?“ — Da hat er sich gar nimmeh getraut zum Fragen.

Na, wie gesaat, den Tag, wie er 'raus is, war er alles so satt. Hat den ganzen Tag geackert. Uff emol mittags, wie er gefittert hat, hat er sich die Peitsch genomm', is über sein' Acker gang', sieht er ganz weit uff eener Allee e Wanderschbursch gehn, denkt er for sich, wer weeb, sucht der kee Arbeit? — Hat er sich hingestellt und hat die Fingere ans Maul genomm' und hat gepiff' (gepiffen) und gepiff'. Uff emol bleibt der Wanderschbursch stehen und guckt. Er hebt die Peitsche und winkt und winkt, daß der Wanderschbursch doch kumme soll.

Do denkt sich der Wanderschbursch: Was winkt jetzt der dort? Ich bin so schon so mied (müde), so heiß is heut'. Durscht han ich, Hunger han ich, jetzt soll ich auch noch über die Stücker da laufe, über die Ackerstücker bis bei denne Bauer dort? — Und der Bauer hat sich dort hingestellt und noch paarmal durch die Fingere gepiff' und gepiff'. Uff emol sieht er, kommt der Wanderschbursch doch an. Wie er dichter kummt, saät er: „Wo willst du dann hin?“ über den Wanderschbursch, „suchst du vielleicht Arbeit?“ — „Na“, sagt der Wanderschbursch, „das ja. Ich bin schon zwei, drei Tag uff 'm Weg und such' Arbeit, und ich find' kee Arbeit. Un hascht dann kee Wasser do, ich han so e Durscht, is so heiß.“ — „Aber jo!“ saät de Bauer, „kumm nor' ran an de Wagen, ich han Wasser un han aach noch Esse, ich han e ganzes Faß voll Wasser do, kantscht dich sattrinke un kantscht dich aach sattesse. Un mechst dich dann nich bei mich verdinge, ich such' ja schon so lang' e Knecht, na?“ — „Jo“, saät der Wanderschbursch, „ich verdinge mich bei dir!“ — „Ja“, saät der Bauer, „kumm nur erscht un iß dich satt!“ De Knecht hat sich hingehuckt, hat sich gut sattgess' mit Speck un Brot, hat sich gut satt Wasser getrunk', dann saät der Bauer über de Knecht: „Weescht was, ich mecht dich gleich dinge for e ganzes Johr, un wann wir hemmkomme, morgue frieh“, saät er, „mache mer e Kontrakt in de Bremmerie (beim Primar, Bürgermeister, Vf.) auf e ganzes Johr.“ — „Warum“, sagt de Knecht, „das hat doch gar kee Sinn, warum auf e Johr? Ich werd' schon noch die Zeit bestimme“, saät de Knecht, „weescht, Vetter“, saät er, „wielange daß ich bei dir bleib' un bis lang?“ — „Na, bis wann?“ — „Ich bleib' so lang' bei dir, bis die Welfe in dei Haus komme!“ — „Na“, saät der Vetter so for sich, „da hascht de Richtige getroffen, der is gar dumm! Wann kumme jetz bei mich die Welf' ins Haus?“ — Gut, do hat 's ja viel' Welf' geben in der Gegend. Es war so viel Steppe, so große, viel Schofhirte. Un in 'n Winter, wann die Welfe nix ze fresse hatte' drauße, un 's is hoch Schnee gelch', dann sind se bis ins Dorf 'kumm' un han sich so manches Schof über de Zaun geschmiss' un han 's fortgenomme for die Junge. — Na, de Bauer hat gesaat: „Na gut, das soll mir schon recht sien! Bleibst also so lang bei mir, bis die Welf' in mein Haus kommen.“

Na, obends sind se hem. Wie se hem sin komme, in de Hof gefahr', is die Wees 'rauskomme un hat geschaut, do is jetz e frischer Knecht, e scheener, froot gleich, von wo daß er is un wie lang daß er bei ihm bleibt und so weiter und so weiter. Und der Bauer hat dem Knecht gleich alles gezeigt: de Hof... Der Hof war scheen! Alles war in Ordnung un reen. Na, un da hat er sich gewäscht, de Knecht und de Vetter und dann sind se mal ren an de Tisch. De Tisch war reichlich gedeckt. Da hat der Knecht gedenkt: Ich weeß nich, warum is denn do kee Knecht geblieb'? Das is doch alles so scheen drauße, die scheene Pferde, un die Wees is so gut, und de Vetter is so gut, und das Esse is gut, das kann ich nicht versteh'n! — Na, hat er sich auch nicht weiter drum gekimmert. Die Hauptsach', es geht ihm mal gut! Da war er lange Zeit bei ihm, brav war er, viel han se geackert un viel han se gesät un gedrescht. Un in 'n Winter han se miteinander Schnee geschippt. Un die Wees war gut. — Jetzt, das war so im Sommer. Da hat mal de Vetter e Abend gesaat über sei Knecht: „Du weescht jetzt alles genau. Ich brauch' nimmeh bei dir sien. Du kennst dich schon gut aus, ich muß morgen in die Stadt und muß paar T'ag' in die Stadt bleiben.“ — „Gut“, saate de Knecht, „ich kenn, mich aus“, saate er, „ich kenn' die Stücker schon all' drauß', ich weeß, wo ich morgen hin soll ackere.“ — Das war gut.

De nächste Tag is der Bauer fortgefahre in die Stadt mit zwei Pferde, paar Tag'. Wahrscheinlich hat er was zu tun dort. Na, un de Knecht hat geackert de ganze Tag. Wie er hem is komm' obends, alles versorgt, die Pferr', gut 'gess'. Un wie er im Stall leit (liegt) und will schon einschlofe, uff emol heert er drauß' was, was rede und auch was trappe. Denkt er, wer is denn do im Hof? — Er steht uff, geht an die Stalletür, streckt de Kopp e bißche 'raus, sieht er, dort steht jemand am Schlofzimmer, am Finschter. Er horcht, streckt de Kopp weiter 'raus. Uff emol sieht er, die Wees biegt sich zum Finschter 'raus un langt dort een Herr, so een Galgestrick e Gebund Schlissle 'raus! — Na, denkt der Knecht, wer is denn das do? Uff emol sieht er, der Fremde geht mit de Schlüssel an de Haustür, de Trepp' in die Höh, und fangt an uffschließe und geht renn. Ha, denkt de Knecht, do hat 's jetzt zwölf geschlag'! Do muscht jetzt auffpasse, wer das ist; weil der Vetter is nicht zu Haus. Geht er ren in de Stall, zieht de Rock an un e Paar Hose', geht 'raus, huckt sich an die Treppe, ins Eckche, ins Dunkle und will warte', bis der 'rausgeht. Er will ihn doch kenne'. Ja, der huckt, mied war er von de ganze Tag, do is er engeschlof. Uff emol, wie der erschte Hahn im Hienerstall gekräht hat, is er wach worre. Do war aber schon hell. Da is er uffgesprung' und dann in de Stall ren un sich noch schnell e bißche hingelegt. Und aber zornig war er, weil er nit gesiehn hat, wie der fort'gang' is. War aber ganz ruhig. Is er her und hat engespannt morgens, wie er 'gessen hood, und hat de Brotsack genommt is uff 's Feld. De ganze Tag hat er geackert. Und is ihm das aber nicht aus 'm Sinn 'gang', was do heite nacht vor'gang' is. Aber heite abend wollt 'r doch besser uffpasse.

Am Obend, wie er hem is kumme, hat er alles wieder versorgt, 'gess', dann hat er macht, als wie wann er sich schlofe tät lege. Gut. — Kaum war er im Stall, hat 's wieder getappt drauß'. Er kuckt 'raus, wutscht der grad zu der Tür ren. Denkt er, aber dich muß ich doch kriege! Die Nacht hat er die ganze Nacht gewacht, er hat ihn doch nit sien 'rausgehn. Aber de dritte Tag uff 'm Feld hat er sich fescht vorgenommen, heite nacht willscht nicht schlofe. Du muscht denne Kerl erwische. Gut. — Obends, wie er hem is komme, hat er wieder alles abgefüttert un über Seit' gemacht' und 'gess'. Un die Wees war so freindlich um ihn, als wie wann nix do wär! — Aber am Obend, wie die Wees zugeschloss' hood, als wann er in de Stall tät' gehn schlofe, — un is aber raus un is im Hof im Dunkle, im Schatte' hin und her 'gang', daß ihn niemand sieht. Auf einmal sieht er, steht was am Tor und schaut renn. Denkt er, kumm nur her, du bischt der! Aber der am Tor, der muß doch denne Knecht inne worre sien un is nicht renkomm', is immer hin und her am Tor. Uff emol is de Knecht ans Finschter bei die Wees, ans Schlofzimmer un hat gekloppt. Kummt die Wees so scharf ans Finschter und macht uff, so freindlich. Und wie se sieht, daß 's de Knecht is, hat se 'n angeschreit: „Was tuscht denn do in der Nacht? Gehscht in de Stall schlofe! Wenn du noch lang im Hof 'rumspuckst, dann kannst dir morgen früh de Bündel hole!“ — Oh je, hat er gedenkt, und dann saat er: „Na, Wees, ich wollt' dich doch wach mache, wollt' dir sagen, daß da eener hin und her uff der Gass spaziert, und ich han Angst, daß das e Spitzbub' is und will renn, was stehle', weil de Vetter nicht zu Haus is!“ — „Mach, daß du in de Stall kommst!“ hat se losgeschreit, „du Taugenichts. Und morgen früh, daß du weescht, wenn du dich noch mal kümmerst um mich und denne do, wo am Tor is, kannst dir dein Bündel hole!“ — Na, hat er for sich gedenkt, geh doch du! — „Na“, hat er gesaat, „Wees, ich wollt' dir 's doch nur sagen. Ich han geglaubt, daß de Vetter in der Stadt is, und ich muß uff dich uffpasse, daß dich niemand stehlt!“ — Da 'hat se ihm noch e Fluch nachgeschreit. Da is er halt in de Stall gegangen' und hat sich schlofe gelegt. Gut. — De näschte Tag is er'uff 's Feld gefahr', aber er hat sich fescht vorgenommen: Du bringst mir de Bündel nit uff de Buckel!

Abends, wie er heim is komme, is der Vetter kommen von der Stadt, sind se alle beide in de Hof gefahr' gekomm'. Und die Wees is 'rausgekomm' und war froh und munter um de Vetter und em e paar Schmutze (Küsse) 'geben. Und de Knecht hat gedenkt: Du Bestie! Guck mal, wie se sich scheen macht und wie se schmeichelt am Vetter! Der arme Vetter, hat er for sich gedenkt, wart'! — Na, und wie se denn sind 'kommen, und das Esse war gericht't, als wie wenn nix gewesen wär', und 'rumgeschmeichelt und die treue Frau gespielt! —

Also, es war schon gleich Herbscht. Da han se Weez' (Weizen) gesät e Tag und de nächste Tag widder, und so han se noch e paar Tag zu säe gehaat, Winterweez'. De Herbscht is zum End' 'gang'. De Blätter sind schon abgefall' von de Bäum'. Und so scheen war der Herbscht. Und

ein Morgen, wie se dann 'rausgefahre sind zum Tor, kommt de Bragaji an, de Straß' nach und ruft: „Heila Braga, haila Braga!“ Sagt der Knecht: „Vetter, bleib' doch mal stehn!“ — Is der Vetter stehn geblieb' mit de Wagen. Und de Knecht ruft de Bragaji an de Wagen und saat: „Was hascht denn zum Verkaufen?“ — „Na“, sagt der Bragaji, „Braga han ich, und heite han ich besonders scheene Zuckersteener. Die sind sehr gut, das sind ganz neue!“ — „Na“, saat de Knecht über de Bragaji, „du gehst jetz in diese Stroß' 'rein und an die Nummer und dort rufst zum Tor ren ‚Gift zum Verkaafe!‘ — Die Frau wird dann 'rauskomme und wird viel' Zuckersteener kaafe!“ — „Gut“, saat de Bragaji. Und dann sind se wieder weggefahr' uff 's Feld, de Knecht und de Vetter. De Vetter sagt: „Was soll denn das hin, was hascht denn du da vor?“ — „Aber loscht mich nor gehn, Vetter“, saat de Knecht, „und loscht mich heit' mache, was ich will, dann werd' 'r mir dankbar sien!“ — Na, gut, hat der Vetter gedenkt, du bischt mir eh schon e bißche dumm vorgekomm', wie ich dich gedung' han, — loß ich dich halt gehn. Hauptsach', du bischt brav, und ich komm gut aus mit dir und ich han dich schon über e Jahr! — Also gut. Jetzt sind sie 'raus uff das Feld; de ganze Tag han se Weez' gesät, so e scheener Tag war. Die Raben sind geflog', und e Hitz' war! Jetzt hat der Vetter gesaat: „Jetzt fahre mir hem, jetzt is schon spät genug.“ — „Nee“, saat der Knecht, „mir fahren noch nit hem. Erscht bis dunkel is!“ — Na, gut. Wie 's dunkel war, han se ausgespannt von der Egge, han alles uff de Wagen, han die Pferre eingespannt, sind hemgefahre. Do sind se an e großes scheenes Bobschestück vorieberkomm', de Blätter han so geraschpelt, 's war schon so trocken, Bobschebrechen war bald do (Mais). Da saat de Knecht: „Vetter, bleib' mal stehn!“ — „Warum denn?“ — „Na, bleib' mal stehn!“ — Is de Vetter stehn geblieb'. Saat de Knecht: „Heite morgen han ich so scheene zwei Kerbisse sien leie in dem Bobschestück, ich will mal enne hole.“ — „Aber“, saat der Vetter, „du kannscht doch kee Kerbisse stehle! Mer han ja eh Kerbisse uff 'm Feld drauße!“ — „Aber loß mich nor gehn, Vetter!“ — „Gut.“

Is de Knecht 'runter vom Wagen, is renn, hat de Kerbisse 'rausgebrung' von dem Stück, von dem Bobschestück, hat 's Messer genommen', hat 's in der Mitte scheen durchgeschnied, hat er gesaat: „Da, Vetter, nimm du die Hälf', stripp dei Hose 'runter und stripp dir die Hälf' Kerbis hinte druff und zieh dir die Hose widder an!“ — Aber das hat lang gedauert. De Vetter war e bißche dick, de Kerbis wollt' nicht hinte druffpasse, hat der Knecht se paarmal e bißche ausgeschabt in de Mitte, dann hat er se druffgestrippt hinte, de Hose drierber, und dann wollte die Hose nicht zugehen! — Da han se sich halt lang verweilt, bis se alles arrangiert hoode hinte, han se de Hose zugemacht, han sich druffgehuckt und hemgefahr'. Hat der Vetter for sich misse denke: Was soll nor das alles zu bedeuten han? Aber loscht ihn gehn!

Jetzt, wie se hem sind komme in de Hof, war schon dunkel. Kummt

die Wees 'raus: „Mein Gott, wo wart 'r denn so lang? Ich han eich so gutes Esse gekocht und is schon bald alles kalt!“ — Und is an de Wagen 'komm' und hat de Brotsack 'runtergeholt' und wollt' schon anfangen ausspannen; do saat de Knecht: „Wees, was habt 'r denn gekocht Gutes heite abend?“ — „Na“, saat se, „heite abend han ich Reis mit Milch gekocht und Zuckersteinchen drin!“ — Aha, hat der Knecht gedenkt, do han ich 's! Jetz han ich dich! —

Na, da is se renn mit 'm Brotsack, und de Knecht und de Vetter sind in de Stall, han die Pferre über Seit' gemacht. Und wie der Vetter 'raus aus dem Stall wollt' gehn, hat ihn der Knecht noch mal am Arm gepackt und hat 'n zurückgehalten und hat gesaat: „Heer mol, wann mer jetz rennkumme, so un so machst 's, nit vergesse: Erscht gut sattesse mit de Reis und de Milch un Zuckersteinchen, aber gut sattesse! Und dann, wenn ich dir e Zeichen gebe, wenn ich dich mit 'm Fuß unter 'm Tisch anstoße, dann loscht dich falle, soviel: du bischt tot!“ — Ach Gott, hat de Vetter for sich gedenkt, was kommt dann do jetz 'raus? — Na, 's war gut. Er hat ihm aber gefolgt.

Wie se renn sind 'komme, steht der Tisch alles scheen gedeckt, und die Tellere vollgescheppt — und oben e ganze Schicht mit scheene Zuckersteinchen druff. Da han se sich 'rangehuckt un han halt 'gess'. Da saat de Knecht: „Na, Wees, warum eßt dann ihr nit?“ — „Ach Gott“, hat se gesaat, „mir hat 's so gut geschmackt, ich han ja so soviel gefress' heit' obend.“ — Na, gut. Und sie hat auch immer renge-schipppt: „Eßt nor, eßt!“ — Und die han sich angelad't, die zwei. Uff emol, wie de Knecht gut satt war, hat er mit 'm Fuß dem Vetter unterm Tisch ans Been gestoß, is de Vetter umgefall', und de Knecht is uffgesprung', als wann er verschrock' wär wegen dem Vetter und hat sich aach falle geloss'. Un so sind se alle zwei am Tisch uff de Seit' gelegen, als wie wann se tot wäre gewesen! — Uff emmol is de Wees so sacht 'rangschnich' und hat mit 'm Fuß an se getret', hat gedenkt: Weeß ich, sind se tot oder mache se nor so? — Die sind ganz wallich. Jetzt hat se nich gewißt vor Freed was mache! Is se an de Kaschte, an de Schrank und hat aufgeschloss'. Do is der Kavaleer 'rauskumm', der wo jede Nacht drin war, denne hood se sich schon bestellt den Tag! — Jetzt vor Freed han se nit gewißt, was mache. Han se sich verschmutzt und hin un her. Da hat er gesaat: „Der Tag mißt ja heit' gefeiert werre! Was mache mer do? Do mißt mer was spiele wie zwei Kinder, so froh misse mer sien!“ — Da hat sie gesaat: „Weescht was, wir spiele grad Welf'! — Einer is in die Eck' gelauf', der andere in die Eck', und dann sind se z'ammegesprung' un han geruf' „Hauuuuu, hauuuuu“ wie ein Wolf. Uff emol hat de Knecht nimmeh 's Lachen kenne halle, is er uffgestann vom Tisch, — Ne, jetzt han ich e bißche verfehlt: Anders geht 's! — Bevor se Welf' gespielt han, hat der Kavaleer gesaat: „Ich glaub' nit, daß se schon tot sind. Geh mal 'raus und tu mal eine Gabel heißmache in der Glut!“ — Is de Wees 'raus un is mit der Eßgabel in die Glut un hat se gut feirig werre geloss' und hat sie 'rein-gebrung'. Der Kavaleer is her und hat die Eßgabel genommt' und hat

hinte in de Arsch gestoch', in de Popo hinteren! — Uff emol saat er: „Die sind schon lang hin, weil das kracht ja schon, das Fleisch“, saat er. — Un dann han sie Welf' gespielt. Un dann hat de Knecht 's Lache nimmi kenne halle. Dann is er in die Heh' un hat gesaat: „So, Vetter, jetzt steh' uff, mei Zeit is aus! — Ich han doch gesaat ieber dich, wiescht mich gedung' hascht, daß ich nor so lang bei dir bleib', bis die Welf' in dei Haus komme, und jetzt sind die Welf' do, jetzt is mei Zeit aus!“ — „Nee“, hat der Vetter gesaat, „do geh an die Tier un schließ emal zu, ich brauch' dich noch e Weil'! Weil mer werd den anhalle, bis ich 'n gut durchgeschlaan han!“ — Da han se de Tier zugeschloss', und dann hat mal eener denne Kerl angehall', und der andere hat sich sattgeschlaan an ihm, sie han ihn halber hingeschlaa! — Da han se 'n zu de Tier 'rausgeschmiss', un dann han se sich die Wees vorgeholl', han se aach gut durchgeschlaa. Un dann is de Knecht mal vor die Wees un hat gesaat: „Willscht du jetzt brav sien un willscht dei Mann folge oder willscht dir e Bindel uff de Buckel holle?“ — Hat se so gezittert vor 'm und hat gesaat: „Ja, ich will brav sin, ich will jetzt treu sin, behalt' mich nor, jagt mich nich fort!“ — Und wie de Knecht dann gehen wollt', hat' de Vetter gesaat: „Nee, du bleibst do! Du warscht mir zu treu, un wegen dir is unsre Eh' wieder gut, un ich werd' dich adoptiere, ich han kee Kinner. Du werscht emol alles erben!“ —

Na, un dann sind se alt worre und han sehr viel gearbeit't mitenander. Un die Frau is dann gut gebliebe. Un wie die Frau un der Mann gestorb' is, un dann hat der Knecht geheirat't, hat sich e guti Frau genomm', hat viel Kinder 'kriegt. Un wenn er nit gestorb' is, lebt er heit' noch.

Das is e Märche von der Dobrudscha. Das han mer immer als Jugendliche sonntags im Winter erzählt oder winterabends unter de Kameraden, nur Erwachsene, Mädels und Buben! —
Jetzt is 's aus, do flegt die rot' Maus.

Frau ERKER erzählt ihn in saftiger Ausdrucksweise, benutzt an einer Stelle das Wort Arsch, das sie, offenbar in der Interview-Situation der Bandaufnahme, sofort in Popo abmildert; abschließend bemerkt sie, daß dieser Schwank „nur für Erwachsene“ erzählt wurde, wozu sie wohl auch die Jugendlichen der „Kameradschaften“ zählt. CAMMANN 1967, 34 weist auf die Rolle der Kameradschaften hin, deren Treiben von den Eltern nicht gern gesehen wurde und doch eine generationenüberdauernde Institution in dem Teil der Sozialisation, der auf Ehe und Ablösung vom Elternhaus vorbereitete, war. Nicht nur F. F. Schlaps berichtet über seine Erlebnisse dort ausführlicher, von wo er erst von Ehefrau gemeinsam mit der Mutter im Alter von über 23 Jahren mühsam gelöst wurde; ein Simon KNODEL aus Fachria vergleicht im JAHRBUCH (1965, 143f u. 1967, 165ff) dieses Treiben mit den sogenannten Halbstarcken in Westdeutschland seinerzeit, wertet es aber als sittlicher auf: z. B. in dieser Episode, in der die Kameradschaft als Sittenwächter - Stichwort „soziale Kontrolle“ - fungiert:

Eine Frau floht sich

Wir „Große Buben“ gingen nicht immer in Gruppen ans Werk. Manchmal waren wir auch nur zu zweien unterwegs, und dabei war das Belauschen oder das ins Fenstergucken beliebt.

So gingen einmal zwei Halbstarke an einem Haus vorbei, in dem noch zu später Stunde Licht brannte. Neugierig, wie sie waren, pirschten sie sich ans Fenster, und was sahen sie? Die Frau des Hauses stand nur im Hemd bekleidet da, hatte die Lampe auf die Fensterbank gestellt und war hinter ihren Flöhen her. Diese Plagegeister machten ja einem besonders im Sommer zu schaffen. Nachdem die beiden genug gesehen hatten, zogen sie sich zurück und heckten ihren Plan aus. Zuerst mußte festgestellt werden, ob die Frau jeden Abend und am gleichen Ort ihrem Treiben nachging und ob ihr Mann nicht in der Nähe war. Es stellte sich heraus, daß der Hausherr immer schon schlief, und die Frau sich eben zu so später Stunde flohte.

Die beiden Kerle verschafften sich eine Pistole, eine solche mit der immer bei Hochzeiten geschossen wurde sowie eine Horder-Spritze, mit der die Wunden des Viehs behandelt wurde. Die Pistole wurde geladen und die Spritze mit einer roten Brühe angefüllt, und los ging es auf Posten ans besagte Fenster. Als dann die Frau wieder beim Flohen war, wurde losgeschossen, das Fenster gleichzeitig eingeschlagen und die Spritze mit der roten Brühe auf den Bauch der Frau losgedrückt. Das arme Opfer konnte vor Schreck nur noch aufschreien: „Ach Gott, sie hen mr en dr Bauch gschossa“. Mit einem Satz war der Mann aus dem Bett und sah, wie an seiner Frau das Blut herunterrieselte. Zu seiner Erleichterung hatte er aber doch gleich festgestellt, daß das Rote gar kein Blut war, sondern Farbe. Auch fand er ebenfalls sofort ein Geldstück in Papier eingewickelt, auf dem geschrieben stand: „Für die zerbrochene Fensterscheibe.“

Wie es dabei der Frau zumute war, kann man sich denken. Sie hätte in den Boden kriechen können vor lauter Scham. Und was der Mann ihr vorgehalten hat, kann man sich auch zusammenreimen: „Was gehst Du auch immer ans Fenster mit Deiner Beschäftigung? Es geschieht Dir ganz recht so.“ — Diese Tat der beiden Kerle, dürfte einer der gelungensten Streiche aus unserm Dorfe gewesen sein. Auf alle Fälle war die Frau nie wieder abends bei Licht am Fenster zusehen.

Dieses Beispiel wie auch eine Bemerkung von F. F. Schlaps, daß trotz des heimlichen wilden Treibens seiner gemischtgeschlechtlichen „Großen Kameradschaft“, auf die er als Anführer, religiös begründet, immer wieder mäßigend eingewirkt hatte, hernach nur ein Mädchen unehelich schwanger wurde - und daraufhin geächtet -, zeigen den Realitätsbezug und die Funktion des Schwankes von der untreuen Frau.

Außerdem finden sich in ihm noch Spuren des typischen Glücksmärchens.

Natürlich beschwört auch der nüchternere Schwank, wie die Märchen, im Hörer noch Bilder herauf; und so ist das Bild „Die Wölfe sind im Haus“ auch das Bild wiederum der Pioniersituation: Ist der natürliche Gegner ins innerste Heim veredrungen, ist eine alles entscheidende Grenzsituation erreicht, nach der sich alles ändern muß als Rückzug oder Neubeginn: hier die endliche Treue der Frau und die endliche Stetigkeit des gewonnenen Hoferben. Für das Kind F. F. Schlaps wurde dies Bild wie auch das des folgenden Schwankes „Der Jäger und der Wolf“ ja zur Erfahrung, als er mit seiner Familie in einer Erdbude wohnte, auf der eines Nachts, als die Eltern aus waren, die Wölfe herumtrampelten, daß er fürchtete, sie stürzten durch die Decke ins Haus, oder als er ein anderes Mal hilflos vom Fenster zusehen mußte, wie ein Wolf Vieh aus dem Stall zerzte.

Nicht zuletzt verweist die Szene, in der die Bösen als Täter - der Freier und die Untreue - „Wolf“ spielen, auf jene oben beschriebene Redensart, gierige Menschen - „Täter“ schlechthin - als Wolf zu bezeichnen bzw. zu symbolisieren.

Einen weiteren Schwank der Dobrudschadeutschen bietet uns das JAHRBUCH 1966, 179ff in der Erzählung durch Frau SCHIELKE-BRENNER aus Fachria:

Der Jäger und der Wolf

Von Alida Schielke-Brenner, Fachria

Der Chrischan war ein leidenschaftlicher Jäger. Wo er sich auch immer befand, seine Ohren hörten auf jeden Laut, und seine Augen waren auf die Spur des Wildes gerichtet. Seine größte Freude wäre es gewesen, wenn ihm auf seinen Jagdgängen ein Rudel Wölfe begegnet wäre. Wie hätte er sich da gefreut. Das wäre das Richtige gewesen. Aber dieses Glück wurde ihm nie zuteil. Darüber war er manchmal traurig. Immer, wenn der Wolf in einen Stall oder in eine Schafherde eingebrochen war, und es kam ihm zu Ohren, bedauerte der Chrischan es sehr, daß er nicht zu ihm gekommen war. „Wann r doch a amol zu mir komma tät, ich tät em schon eine druff drücka aber zu mir kommt r net, der merkt sich dr Brota“.

Zu gerne hätte sich Chrischan auf ein Abenteuer mit einem Wolf eingelassen. Im Geiste malte er sich oft so ein Zusammentreffen aus. Schön wäre es gewesen, den Wolf in seinem Stall anzutreffen, und ihn entsprechend zu begrüßen.

Es war mal wieder Hochsommer. Pferde, Kühe, Schweine und Schafe übernachteten draußen im Hof im Freien. Auch der Chrischan hate seine Pferde draußen neben den Schweinestall am Futtertrog angebunden. Unter dem Futtertrog hatten sich zwei junge Ferkel ihr Nachtlager aufgeschlagen. Recht gemütlich hatten sie sichs bei dieser Hitze gemacht. Der Chrischan war auch zur Ruhe gegangen, nachdem er seinen Pferden noch das Nachtfutter gegeben hatte. Es war eine ruhige, schwüle Sommernacht. Da, auf einmal fing der Hund an zu bellen. Der Chrischan horchte auf. Dann fing Nachbars Hund auch noch an, und auf einmal heulten sie wie im Winter, wenn Wölfe im Verzug waren. Das kam dem Chrischan doch ein wenig spanisch vor, aber an den Wolf, jetzt im Hochsommer, hatte er nicht einmal im Traum gedacht. Die Hunde, was denen nur war, so zu heulen! „Isch egal, die

sollen nur heula, die hen Zeit drzu. Da kann doch, nix sei: vielleicht liegt Irgendwo Wos on do werren fremde Hund sei“. Da auf einmal, wie der Blitz, schrie ein Ferkel, und schon waren die Pferde mitsamt dem Futtertrog auch schon vor der Türe.

„Der Wolf“, schrie der Chrischan, und schon war er draußen. Er konnte aber nur noch sehen, wie der Wolf mit dem Ferkel das Ufer hinuntersprang. Der Crischan kam zu spät, das Ferkel war weg.

„On grad des schönschte hat r sich raus gsucht, der isch net domm.“ Den Schaden hatte er, für den Spott brauchte er nicht zu sorgen.

„Ich krieg en doch amol, des werd sich schon macha. Der Kerl kommt mr so net drvo, aber no blos ich em’s Licht aus, den krieg ich noch.“ Und wieder zog ein Sommer ins Land, der Chrischan hatte den Wolf schon vergessen, vielleicht hatte ihn ein anderer erlegt.

Wieder war eine drückende, schwüle Sommernacht. Alle Tiere waren draußen im Hof. Die Menschen konnten wegen der großen Hitze kaum schlafen. Im Hof lagen die Schafe und stöhnten. Die Pferde waren wieder am Futtertrog angebunden, und der Chrischan hatte sich am Strohschober ein Lager zurechtgemacht. Im Haus war es viel zu heiß. Ruhe und Frieden über dem kleinen Dorf. Kein Hund schlug an; nur die Halfterketten der Pferde waren zu hören und bei diesem Geräassel schlief der Chrischan ein. Der Mond zog seine Bahn am Himmel und die Akazienbäume warfen lange Schatten über den blankgelegten Dreschplatz. Wohl kaum ein Mensch dürfte um diese Zeit wach gewesen sein.

Da gab es plötzlich ein Gepolter. Die Schafherde nahm einen Anlauf auf die Haustüre zu. Die Hunde fingen an zu heulen. Der Wolf war da. Er hatte sich schon ein Schaf geschnappt und war mit ihm in Windeseile verschwunden, noch bevor der Chrischan aus dem Schlaf gekommen war. Als der Chrischan sah, was geschehen war, konnte er es nicht fassen, daß der Wolf gerade ihm wieder einen Streich gespielt hatte. In dieser hellen Sommernacht hätte er nie und nimmer mit dessen Besuch gerechnet. Wieder war der Wolf schlauer als der Chrischan.

„Der hats uf mich abgheha, der isch schlauer wie ich, do kann mr nix mache on eba nur abwarta bisr wieder kommt“, stellte er bedauernd fest.

Der Wolf ist hier einmal nicht der Dumme und es siegt nicht das Gute. Die Moral von der Geschichte ist - in leichter Abwandlung - jenes türkisch-osmanische Sprichwort, das oben zitiert wurde: „Auch gezahlte Schafe raubt der Wolf“. Der Träumer und Rechner Chrischan kann in der Pioniersituation nicht erfolgreich sein.

Nun ein kurzer Schwank aus Bessarabien, den wieder CAMMANN 1967, 311 nennt:

B "77. Der umgedrehte Wolf"

David Treichel

Leipzig / Bessarabien

Vetter Mechl on Vetter Johann treffen sich. „Na Johann, wie jehts dir ooch?“ — „Mir jehts gutt, aber jestern hätt mr schier a Wolf jefressn. Ich wor en mei Weingortn jejangn und wollt kickn, ab de Hosen (Hassen) nech sehr viel Schodn machn. Wie ich so ganz allen jeh, kee Stock on kee nischt hot ich bei mir, kommt met emol a Wolf grad of mir zujelofen. Was sall ich machn? Fortlofn hätt nischt jenotzt, hä hätt mr doch jekricht. Ich nech faul on wöckl mr om dn rechtn Arm a kleen'n Torbel (Lappen), denn hot ich metjenomm, ich dacht, vorleicht finst was zom Metnehm. Wie nu dr Wolf of mir zusterzt on s Maul schon weit ofjeressen hat, stoß ich em mt dn rechten Arm en de Fress, on so stark, daß meina rechterne Hand hintn rausjekomm ess. Ich packn Schwanz an on zieh — 'n noch enwendig on hob dn ganzen Wolf omjedrecht, wie ma a Stromp omdrecht, daß d Fiss enwendig on de Kuttln draußn worn.“ Vetter Mechl hat jehorcht, daß r s Maul gor nech zukricht. „On donn?“ sogt r. „Donn ess r widdr von mir wegjlofen“, sogt Vetter Johann.

Diese Lügernerzählung zeigt in ihrer Kürze die Nähe des Schwankes zum Witz. Schließlich ein Schwankmärchen aus Bessarabien (ebenda, 348ff)

112. Der Holzfäller und der Wolf*Ilse Kalisch*

Beresina / Bessarabien

Vor viele, viele Jahr war amal a Ehepaar, die waret ganz arm un hen viel Kinder ghett. Ihr Häusle war nur ganz klei, un der Mann hat müsse täglich schaffa geh. Im Sommer hat er beim Bauer gschafft, un im Winter, wenn uf 'm Baurehof nix zu tu war, do hat mer 'n in de Wald gschickt. No hat er im Wald gschafft. Un wenn 's au noch so kalt war, wenn au viel Schnee war, er hat net könnä amal daheim bleiba, weil er ja jeden Tag hat müssa so viel verdiena, wie d' Familie braucht hat.

Un no isch er mal ein Tag im Wald gwä, war arg kalt. Un no uf eimal hat er ghört, daß hinter ihm etwas rumtrampelt. Jetzt guckt er sich um, jetzt isch 'n Wolf hinter ihm gwä. Un der Wolf hat schwätza könnä, der hat gsagt: „Ich han so großer Hunger! Weil der Schnee liegt, kann ich mir kei Futter sucha, un jetzt muß ich dich uffressa!“ — No hat der Mann sich halt gleich verschreckt un hat zu dem Wolf gsagt: „Du kannsch mich doch net uffressa, ich han sieba Kinder daheim, un wenn ich nimmeh bin, wer soll die ernähra?“ No hat der Wolf gsagt: „Ja, des isch jetzt gleich, ob ich verhunger oder ob du sterbsch. Ich kann mir kei andere Rat schaffa, wie dich verzehra“. No war halt der Holzhacker ganz betrübt, un no isch em eigfalla, daß er dem Wolf könnt seine Hühner mitbringa, wo er daheim hat. — No hat er zum Wolf gsagt: „Wenn du mich am Lebe lasch, no bring ich dir morga an Sack voll Hühner mit. Wenn d' die uffresch, 'dann bisch satt! No hasch so viel, wie wenn d' mich fressa tätsch!“ Un no war der Wolf au

mit einig un hat den Mann heimgeh la(ssen).

Un wo er heimkomma isch, hat er no zu seiner Frau gsagt: „Ja weisch, ich muß morga unsere Hühner mitnehma in dr Wald, ich han sie 'm Wolf versprocha!“ Un die Frau isch ganz traurig worda, weil des war doch ihr einziges, wo sie ghett hat. Un wie se no grad so traurig dagstanda isch, isch d' Nachbarin komma un hat gsagt: „Ja, was isch bei euch passiert, daß ihr so traurig sen?“ No hat die Nachbarsfrau halt verzählt, daß ihr Mann dem Wolf d' Hühner versprocha hat, un die gibt sie so ungerne her. Un er muß aber ja wieder in den Wald geh schaffa, sonst verdient er kein Geld! Un jetzt isch no die au wieder heimganga, hat ihrem Mann des berichtet. Un der Mann hat gleich an guter Rat gwißt; er war 'n Jäger und hat a paar gute Windhund ghett. No hat er zu seim Weib gsagt: „Geh doch nüber un sag unsere Nachbarsleut, daß ich 'ne unsere Windhund morga gib. Un die tu ich in 'n Sack, un no deen (tun) mer de Schlitte nehma un sie uf den Schlitte. Mer müsset sie aber gut sattfuttera, daß sie ganz ruhig drin sind in dem Sack. Un nachher werdet die schon gute Arbeit macha, wenn der Wolf kommt.“ No isch die ganz freudig überganga un hat ne gsagt: „Also, mein Mann hat 'n Rat, un des werdet ihr macha, no krieget ihr den Kerl schon!“

Un am Morgets hat der Holzhacker sich no zsammagricht un hat sich warm anzoga un dr Schlitta nagricht. Un no hen se die Hund gholt, hen sie noch mal gut sattgfudert, un no sind se in den Sack gsteckt worda. Un die waret gar net so arg artig do dren, die hen immer hin un her gwirtschaft in dem Sack! Aber sie sind fest bunda gwe. Un wie no der Mann in den Wald komma isch, nach viel Müh un Not isch er nakomma, weil des war mit dene Hund net einfach. Aber endlich war er dort. Un kaum war er im Wald, no isch au schon der Wolf ankomma un hat gsagt: „Hasch mir die Hühner brocht?“ — „Ja“, hat der Mann gsagt, „ich han dir die Hühner mitbracht! Aber die könnt mer do net rauslassa, sonscht flieget se uf die Beem (Bäume), un du hasch erscht nix davon. Mir suchet uns so 'n kahler Fleck aus im Wald, un dort laß ich sie raus, un no kannsch se du gleich kriega!“ No war der Wolf mit einig un isch halt immer hinter dem Mann her. Un die Hund sind immer unruhiger worda, weil die hen doch grocha, daß der Wolf in der Nähe isch! Aber der Wolf isch net dahinterkomma, was do gschicht. Un wie se no in den Kahlschlag komma sind, no isch der Wolf schon gstanda. Un der Mann hat gsagt, er soll nur dicht herkomma: Wenn er den Sack ufbindt un die Hühner rausgehn, die kommet ihm leicht davon. Un der Wolf mit seim große Hunger isch no dicht an den Sack nagstanda. Der Sack war ja schon dazu vorbereitet, daß er schnell uf war, den hat mer ganz oba langs zsammagnäht mit große, weite Stich. No hat der Mann nur braucha schnell den Fada ufschneida, un die Hund waret alle zwei zu gleicher Zeit haußa. Un sin no uf den Wolf los. Un weil sie ja uf dem kahla Fleck waret, hat der Wolf sich net könnä in de Beem verstecka oder 'ne Hindernisse mache. Die hen ihn gleich ghett und hen ihn totgmacht.

Jetzt war ja no der Mann arg froh, daß er erlöst war von dem Quäler. Un er hat au weiterhin könnna jeden Tag in Wald geh un sei Holzarbeit weiterschaffa. Un die Windhund, die hen sich dort net lang ufghalta, die hen den Weg gut heimgwißt, die sen wieder heimganga. Un wo sie heimkomma sind, no do hat der Jäger gleich gmerkt, was passiert isch. Der war ganz glücklich un isch zu dr Nachbarin ganga, hat gsagt: „Do brauche mer jetzt kei Angst nimmeh han, ich han 's de Hund angseh, was passiert isch: Der böse Wolf isch weg!“ — Un der Mann hat no sei Arbeit gschafft un isch wieder heimkomma un hat jeden Tag ruhig wieder weiter hen könnna im Wald arbeita. Er war ja froh, daß er 's hat do (tun) könnna, weil er hat uf des Geld rechna müssa.

Un wo no 's Frühjahr komma isch, hat er all des Holz heimgfahra könnna un verkauft. Er hat viel Geld dafür kriegt un war dann glücklich mit seiner Familie.

Die letzten beiden vorgestellten Schwänke stellen nun den gewitzten Menschen, der den Wolf überlistet als Erfolgreichen in der Pioniersituation heraus.

2.2.3 Fabeln

Die Fabel, die schon auf die Antike zurückgeht, ist eine besondere Form der literarischen Gattung Exempel, in der Tiere wie Menschen handeln. Sie hat ausdrücklich belehrenden Charakter und wird im pädagogischen Zeitalter der Aufklärung daher oft gar als Prototyp aller Dichtung angesehen. Die gegen die Aufklärung skeptischen wenn nicht feindlichen romantischen Sammler von „Volkspoesie“ übersahen sie so fast ganz oder lehnten sie als schulbuchhaft, auch als dürr gegenüber den beliebteren Märchen, ab. In Wirklichkeit hatten Tierfabeln im Volksmund stets einen Platz, schon weil ihr lakonischer Stil dem Erzählen einfacher Menschen eher lag als die, von den Romantikern im Stil hochgeschraubten, „Volksmärchen“ (BAUSINGER 1980, 212ff).

Eine Fabel aus dem Schatz der Brüder GRIMM (1977, 392f):

Der Wolf und der Mensch

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolf von der Stärke des Menschen, kein Tier könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu erhalten. Da antwortete der Wolf „wenn ich nur einmal einen Menschen zu sehen bekäme, ich wollte doch auf ihn losgehen.“ „Dazu kann ich dir helfen,“ sprach der Fuchs, „komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs brachte ihn hinaus auf den Weg, den der Jäger alle Tage ging. Zuerst kam ein alter abgedankter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein,“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Danach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. „Ist das ein Mensch?“ „Nein, das will erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Sprach der Fuchs zum Wolf „siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen.“ Der Wolf ging nun auf den Menschen los, der Jäger, als er ihn erblickte, sprach „es ist schade, daß ich keine Kugel geladen

habe,“ legte an und schoß dem Wolf das Schrot ins Gesicht. Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht schrecken und ging vorwärts: da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger zu Leibe: da zog dieser seinen blanken Hirschfänger und gab ihm links und rechts ein paar Hiebe, daß er, über und über blutend, mit Geheul zu dem Fuchs zurücklief. „Nun, Bruder Wolf,“ sprach der Fuchs, „wie bist du mit dem Menschen fertig worden?“ „Ach,“ antwortete der Wolf, „so hab ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt, erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein, da flog mir etwas ins Gesicht, das hat mich ganz entsetzlich gekitzelt: danach pustete er noch einmal in den Stock, da flog mirs um die Nase wie Blitz und Hagelwetter, und wie ich ganz nah war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leib, damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinah tot wäre liegen geblieben.“ „Siehst du,“ sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist: du wirfst das Beil so weit, daß dus nicht wieder holen kannst.“

Fand in Bessarabien unter anderem Titel auch CAMMANN (1967, 353f):

116. Der richtige Mensch

Klemens Ihli

Krasna / Bessarabien

Der Wollef und der Fuchs, die ware im Wald, und das war morgens. Und dann saat de Wolf zum Fuchs: „Was laufst denn da un horchst so un guckst?“ Dann saat de Fuchs zum Wolf: „Ja, ich mecht da driebe hin un mecht mir e Hingel holle!“ Un dann saat de Wolf zum Fuchs: „Worum gehscht dann nit hin?“ — „Ja, dort sin Mensche! Und die schlaan mich dot!“ Und dann saat de Wolf zum Fuchs: „Ooch“, saat er, „ich mecht mol e richtiger Mensch siehn!“ Dann saat de Fuchs: „Na wart, da kenn mer ja e bißche noch warte, und dann kommt bal e Mensch!“

Na, die warte e Weilche, un da kommt e Schulkind an. No saat de Wolf: „Is das e Mensch?“ — „Nee, das will erscht eener werre!“ — Na, sie warte wieder e Weil, nu kommt widder eener (ein Alter). „Is das e Mensch?“ — „Nee, das war eener!“ War e alder Mensch, han ich vergess. „Das war emol e Mensch!“ — Und dann leie (liegen) se weider und warte wieder.

Uf eemol kommt e Jäger. Dann saat de Fuchs zum Wolf: „Siehscht, do kummt e Mensch! Uf den muscht du losgehn!“ — Dann ist de Wolf los uf de Jäger. Und de Jäger nimmt sei Flint und schießt ihm zwaamol in de Aue (Augen). Und de Wolf is noch immerzu uf 'n. Danr hat er sei Sabel genom, und dann hat 'r 'm links un rechts langs de Rippe geschlaa. Und dann is der Wolf furtgelaaf, gell? Dann is er zum Fuchs komm. „Na, Bruder Wolf“, hat de Fuchs gesaat, „wie war 's mit dem Mensch?“ — „Oh“, hat er gesaat, „ich hätt mer die Stärk vom Mensch nit vorgestellt! Der hat mer zwaamol in die Aue geblos, un dann hat er noch e blankige Ripp aus seiner Seit gezo un hat mer links un rechts rangeschlaa, daß ich getaumelt sin!“

Nun is 's aus, dort laaft die rot Maus!

Der beliebte Vergleich von dummem Wolf mit schlauem Fuchs, der, wie z. B. in den Sachtexen über das Leben im Donaudelta durch rumänische Fachleute und HEER (JAHRBUCH 1967, 62 und 1969, 148) sogar noch weitergetragen wird, wird hier eingesetzt zu einem Lehrstück über Erfahrung sammeln. Damit ist diese Fabel als Bildungsmittel der ausgeprägten Erfahrungsgesellschaft der Schwarzmeerdeutschen adäquat.

Eine andere Fabel von dort ist (ebenda, 352f):

114. Wolf und Hund

Justine Bohnet

Plotzk / Bessarabien

Es war ein Bauer, der hat viele Schafe gehabt. Und dann isch alle Nacht ein Wolf gekommen und hat wollen ein Schaf holen. Und da hat der Hund gebrüllt (gebellt), bis der Bauer isch gekommen, hat 'n weggejagt. Dann hat er 'm keins gegeben!

Und dann, eines schönen Tages ist der Bauer in den Wald gefahren, und der Hund ist mitgegangen. Dann wo se im Wald waren, dann ist der Wolf gekommen, hat gesagt: „So, kein Schaf gibst du mir nicht, jetzt freß ich dich auf!“ Und dann hat der Hund gesagt: „Laß mich gehn — wenn du wiederkommst, geb ich dir eins!“ No, dann hat er gesagt: „Dann sag mir deinen Namen, wie du heißt!“ Dann hat der gesagt: „„Besinne dich‘, ‚Kenn dich‘, ‚Besinn dich‘ heiß ich!“

Und dann ist er in der Nacht gekommen. Und da der Hund hat wieder gebrüllt. Dann hat der Wolf gesagt: „„Besinne dich‘, ich bin 's!“ Und dann hat er doch gebrüllt, bis der Bauer isch gekommen und hat 'n weggejagt. Hat er gesagt: „Schon besonnen: Wenn mein Wirt wieder in den Wald fährt, bleib ich zu Haus!“

Sie enthält einzelne Elemente der GRIMMschen Tiererzählungen „Wolf und Fuchs“ sowie „Der treue Sultan“, in denen Fuchs bzw. Hund vom Wolf erpreßt werden, diesen aber schließlich überlisten und an den Bauern ausliefern. Die List durch einen falschen Namen, der, gerufen, eine Aufforderung an mögliche Helfer ins Gegenteil verkehrt, enthält Motive aus der Antike, wenn Odysseus sich dem Riesen Polyphem, den er nachher blendet, als "Niemand" vorstellt. Hierin wird auch deutlich, daß die Fabel auch eine gewisse Verwandtschaft zur Sage besitzt.

Die hier genannten Fabeln sind, in einem Abschluß zu diesem Abschnitt gesagt, nicht Wolfsgeschichten aus Wolfserfahrungen der Schwarzmeerdeutschen geworden, sondern elementar tradiert. Dafür könnte ein Indiz sein, daß in andersstämmigen Kulturkreisen des gleichen geographischen Raumes in der Fabel der Wolf eine andere, um nicht zu sagen gegensätzliche, Rolle bekommt; es ist der Wolf in der bulgarischen „Volkspoesie“ auffallend oft der Schlauere, wie in der folgenden Fabel (OGNANOWA (Hsg) 1992, 150f):

Der Wolf und die Richter

Einst klagte das Volk, daß die Wölfe zu viele Schafe vertilgen. Da versammelten sich die Dorfältesten, um die Beschwerde zu erörtern. Sie

riefen auch den obersten Wolf hinzu und begannen, Rat zu halten.

Die einen meinten, daß man den Wölfen nichts zukommen lassen sollte, die anderen sagten, daß es ganz ohne etwas nicht gehe. Man stritt hin und her und beschloß schließlich, dem Wolf anderthalb Kilo Fleisch pro Tag zu gewähren. Der Beschluß fand volle Zustimmung, auch der oberste Wolf war einverstanden, und alle unterschrieben.

Als sie dies getan hatten, sagten sie zu dem Wolf, er könne gehen. Da er aber nun den ganzen Tag lang im Dorfrat gesessen hatte, war er hungrig geworden. Auf einmal erblickte er unterwegs eine Kuh mit ihrem Kalb. Er stürzte sich auf sie und fraß gleich alle beide — die Kuh und das Kalb. Der Zufall wollte es, daß ihn der Kuhbesitzer gesehen hatte, der dann sofort zu den Dorfältesten lief, um sich zu beschweren. Die Dorfvorsteher sprachen noch immer über den Beschluß und befahlen nun erbost, daß der oberste Wolf sofort zu ihnen zurückkommen sollte. Kaum trat der Wolf ein, fragte ihn der Dorfälteste: »Warum hast du dem Mann die Kuh und das Kalb aufgefressen. Wozu fassen wir einen Beschluß, du unterschreibst ihn auch, im nächsten Augenblick jedoch verletzt du ihn!«

Der Wolf antwortet: »Dorfälteste und Dorfvorsteher! Ich war schon ein Stück vom Dorf entfernt und hatte keine Zeit umzukehren, um jemanden zu suchen, der mir das Fleisch abwägt, und so habe ich über den Daumen gepeilt: Die Kuh wiegt ein Kilogramm und das Kalb ein halbes, gerade soviel, wie mir zusteht, also habe ich sie gefressen. Hunger leidet keinen Aufschub.«

2.2.4. „Geschichten“

Jene Form, die in der Erforschung der Kultur der Schwarzmeerdeutschen in engerem, bestimmtem Sinne „Wolfsgeschichten“ genannt wird, ist in BAUSINGERs (1980) Systematik unter „Grenzen und Übergänge“ der Erzählformen einzuordnen, weil sie sich einer bestimmten literarischen Form verweigern. Bausinger nennt hier (S.225ff) auch den Begriff der „Tiergeschichte“, den CAMMANN (1967) in seiner systematischen Sammlung als Hauptkategorie gebraucht. Am ehesten träfe nach BAUSINGER der Begriff der „Begebenheit“ zu, von dem aus es dann nur Schritte sind, die eine Geschichte mythisch oder sagenhaft werden lassen, wenn sie, womöglich über Generationen, regional in aller Munde ist.

Die Wiedergabe der Begebenheiten mit Wölfen in der Dobrudscha (und Bessarabien) reichen vom einfachen Bericht, etwa als Tagebucheintrag, über die einfache Erzählung der Begebenheit bis hin zum ansatzweise sagenhaften oder novellistischen Erzählen.

2.2.4.1. Wolfsgeschichten in Berichtform

Zur berichthaften Form gehören die Erinnerungen in dem Tagebuch des F. F. Schlaps (JAHRBUCH 1959, 72f, 75f) und der Elise Berg (1963, 77f):

Die Pferdeherde wurde immer von zwei reitenden Hirten mit Gewehren und guten Hunden bewacht. Es wurden oft Pferde gestohlen oder von den Wölfen angerissen und die Fohlen kaputt gemacht.

Wenn Pferde gestohlen wurden, wurden die Hirten verantwortlich gemacht, die mußten für den Schaden aufkommen.

Manches Jahr kamen die Wölfe in Rudeln an, da mußten dann 2—3 Mann in den Nächten den Hirten beim Hüten helfen.

Es war doch eine andere Zeit, die vor 60 Jahren, in meiner damaligen alten Heimat.

Einige Wolfsgeschichten

Als ich mit meinem Wagen auf der Weide in der Nähe des Wassergrabens war, sah ich zwei Wölfe auf den Wagen zukommen; es waren ja nicht die ersten in meinem Leben, die ich zu sehen bekam. Da fing ich an zu johlen (schreien) und stellte mich auf die Deichsel zwischen die Ochsen. Die Wölfe wollten aber anscheinend nichts von mir, sie liefen über den Weg und in die Felsenschlucht hinein.

Einige Tage später fuhr August Pohl mit einem Pferdegespann und einem Fohlen das neben dem Wagen herlief, Getreide holen. Da kamen auch Wölfe. Der mußte sich aber tüchtig mit einer eisernen Gabel wehren, daß ihm die Wölfe das Fohlen nicht wegrissen.

Ein andermal schickte der Vater den Knecht und mich nachmittags aufs Feld, um noch Getreide zu holen. Wir sollten den Wagen aufladen und am nächsten Morgen gleich in der Früh heimbringen.

Als wir auf dem Feld angekommen waren, spannten wir die Pferde und die Ochsen aus, damit sie grasen konnten und fingen an, die Wagen aufzuladen.

Nach getaner Arbeit aßen wir unser Abendbrot, es gab Harbusen (Wassermelonen) und Brot, und stiegen auf einen Wagen um zu schlafen. Es dauerte nicht lange, da war ich auch schon eingeschlafen. Auf einmal wurde ich durch ein Heulen vieler Wölfe und das Johlen der Nachbarn, die auch in der Nacht draußen auf dem Felde geblieben waren, geweckt.

Der Knecht und ich rührten uns vor Angst aber nicht. Wir sahen nur, wie die Pferde dem Dorf zusprangen.

Als es hell wurde, liefen wir dem Dorf zu. Da fanden wir unsere Ochsen im Grase liegen. Christoph nahm die Ochsen und führte sie zu unseren Wagen zurück, und ich sollte ins Dorf laufen und zuhause fragen, ob die Pferde dort wären. Soweit kam ich aber nicht mehr, denn Vater kam mir schon reitend mit unseren Pferden entgegen.

Weil ich nun schon bei den Wolfen bin, möchte ich gleich noch einige Wolfsgeschichten erzählen:

Eines Abends gingen meine Eltern zu Kauds in die Versammlung und

wir Kinder schliefen schon. Auf einmal werden wir wach und hören ein Getrappel auf unserem Erdbudendach. Wir hatten schon Angst es könnte durchbrechen, so hörte es sich immer an und dazu noch ein Röcheln.

Aus Furcht blieben wir wach bis unsere Eltern wieder heim kamen. Wir erzählten sofort was wir gehört hatten. Vater ging um die Bude herum, da liefen einige Wölfe davon, und Vater sah, daß sie in der Zeit fast ein ganzes Pferd aufgefressen hatten, das einem Türken gehört hatte.

Wieder einmal waren meine Eltern abends nicht zuhause. Es war mondhell und lag sehr viel Schnee. Da fingen die Hunde ganz wild zu bellen an. Ich schaute zum Fenster raus und sah, wie drei Wölfe ein Schwein aus dem Schweineharman holten. Ich fing vom Fenster aus an zu schreien. Die Wölfe störten sich aber nicht daran und zogen das Schwein über die Steinmauer.

Am nächsten Morgen machten sich Vater, unser Knecht und ich auf die Suche nach dem Schwein, immer der Blutspur nach. Wir fanden den Platz, wo sie es gefressen hatten. Es war kein Kilometer weit vom Hof entfernt.

Auch die Schafhirten hatten in jener Zeit sehr unter den Graupelzen zu leiden. Oft rissen sie bis zu 50 Schafe, ehe sie mit dem Fressen angingen.

Auch Fuchsgeschichten gäbe es genug zu erzählen. Die Füchse waren damals auch noch schlimmer. Hier jedoch nur eine Begebenheit. Einmal ließ ich die Pferdesillen über Nacht auf dem Felde aus Faulheit liegen. Als ich am nächsten Morgen aufs Feld kam, fand ich die Sillen in einem Fuchsloch, ich mußte erst heim und mir einen Spaten holen und die Sillen ausgraben.

Das Jahr 1919 — eine gute Ernte

Im Frühjahr 1919 konnte nicht viel gesät werden, da kein Futter vorhanden war, denn 1918 war eine schwache Ernte, und die deutsche Besatzung hatte auch noch viel von dem Getreide beschlagnahmt, so daß im Frühjahr 1919 schwer durchzukommen war. Man ist weit gefahren und hat Futter geholt in rumänischen Dörfern, wo es ein bißchen mehr gegeben hat.

So sind meine Brüder Paul und Rudolf auch gefahren und haben Stengel für das Vieh geholt. Auf dem Heimweg sind sie stecken geblieben, denn bei Tag hat es schon getaut und bei Nacht wieder gefroren, und so konnten sie nicht mehr weiter. Da haben sie ausgespannt und die Pferde an den Wagen gebunden und sie haben sich in die Pelze gewickelt und hingelegt zum Schlafen. Dann kam ein Rumäre vorbei; er sah das und sagte zu ihnen, was sie sich denken, hier zu übernachten? Sie antworteten: „Die Pferde können nicht weiter.“ Da hatte er seine Pferde vorgespannt, die den Wagen gezogen haben bis auf seinen Hof,

denn es war auf der freien Steppe, wo der Wagen stand. Sie haben dann die Pferde in den warmen Stall gestellt, und sie durften in der Küche auf Stroh liegen unter ihren Pelzen. Der Rumäne sagte noch zu ihnen: „Bis morgen früh wären von euren Pferden nicht mehr viel gewesen, denn es gibt sehr viele Wölfe, die sich die Schafe aus dem Stall holen. Sogar zwei Kinder wurden gefressen, die spät auf dem Heimweg waren; denn der Hunger treibt viele umher die auf andern Dörfern betteln gehen. So war es auch bei den beiden, welche die Wölfe zerrissen und gefressen haben. Man fand nur die Schuhe von den beiden.“ Da waren meine Brüder dankbar, daß der Rumäne solch ein gutes Herz hatte.

Wir daheim aber waren die ganze Nacht in Sorgen; denn Nachbar Raugust Buben waren auch mit, sind aber nachts noch heimgekommen, und sie haben es uns gesagt. Auch wir wußten, daß die Wölfe jenen Winter sehr schlimme waren. So kamen sie erst am andern Tag, mittags, heim. Sie sagten: „Wo die Not am größten, ist Gott am nächsten“. Das haben sie jetzt wieder erleben dürfen. Es war im Februar 1919. Die Erfahrungen des jungen F. F. Schlaps mit dem Wolf waren die mit dem Totentier, Symbol für Not und Tod. Sie fallen in dieser drastischen Weise - bis an den Wohnort des Menschen reichend - typischerweise in die Pionierzeit der Dobrudscha. Wer kann sich in Mitteleuropa heute noch vorstellen, als Kind in einer in drei Tagen errichteten Erdbude aufzuwachsen, über deren Dach nachts die Wölfe trampeln? Das, was F. F. in Wirklichkeit erfährt, erscheint aus heutiger Sicht in dem Bild, das selbst sein lakonischer Bericht heraufbeschwört, sagenhaft. Ebenfalls berichthaft ist der Beitrag eines Malkotschers über Wolfsplage und -jagd in der Donauniederung (JAHRBUCH 1966, 131f):

Schafherden im Donaudelta

Etwas, was mir noch des Berichtens wert erscheint, sind die großen Schafherden, die ins Donaudelta gebracht wurden. Die Schäfer kamen mit Tausenden von Schafen bis aus der Süddobrudscha. Sie durften aber mit ihren Herden, wenn die Frühjahrsüberschwemmungen einsetzten, nicht säumig sein. Die Verluste während der Überschwemmung waren durch das Ertrinken der Schafe manchmal sehr hoch. Waren die Wasser im Anzug, so mußten die Herden auf das rechte Donauufer gebracht werden. Mit genügend großen Booten wurden bis zu 100 Schafe auf einmal übergesetzt, und wenn nicht mehr alle gerettet werden konnten, so mußten die restlichen Schafe auf die höhergelegenen Stellen des Deltas gebracht werden. Höhere Stellen gab es aber nur wenige. Es konnte sein, daß sich das Treibeis so ineinanderschob, daß sich besonders in Höhe von Prislava beim großen Donauknie eine Barriere bildete und die Wassermassen die ganze Deltatiefe überfluteten. Von Tulcea bis Sulina entstand ein einziges Meer, alles unter sich begrabend. Zum Glück ging das Wasser schon nach einigen Tagen zurück, und die Schäfer konnten an das Sammeln ihrer Herden wieder

denken. — Über das angestaute Eis hatten sich nicht die Schafe, sondern die Wölfe aus dem Delta auf das Festland herübergerettet. Das Delta war ja auch für die Wölfe ein Paradies, weil es nicht schwer war, in die Schafherden einzudringen. Nach dem Überwecheln der Wölfe zu uns herüber, in der Hauptsache in den Wald hinter Prislava, hatten diese auch noch im Sommer ein schönes Leben, denn auch hier gab es genug Schafe. Die Herlichkeit für die Wölfe dauerte aber nur bis in den Herbst hinein, denn dann begann für sie eine schlechte Zeit: es wurde Jagd auf sie gemacht.

Treibjagden

In Malkotsch hatten wir nicht nur viele, sondern auch gute Jäger. Dazu kamen noch die aus Tulcea. Jedes Jahr im Herbst wurden die Treibjagden durchgeführt, an denen nur die Jäger teilnehmen durften, die organisiert waren, die der „societatea“ angehörten. Für die Jäger selbst waren die Treibjagden etwas sehr Schönes, aber nicht in gleichem Maße für die Treiber. Der Wald, der durchgekämmt werden mußte, war wild gewachsen, kurz, noch ganz urwüchsig. Allerdings wurde er während des Ersten Weltkrieges ganz abgeholzt. Die Berglandschaften östlich von Malkotsch waren überaus wildreich; besonders Hasen, Füchse und auch Wölfe konnten dort gejagt werden. Für eine Treibjagd wurden gewöhnlich zwischen 20 und 30 Buben verpflichtet, die einem Treibführer unterstanden, dem sie zu gehorchen hatten. Der Führer hatte darauf zu achten, daß sich alles auf das festgesetzte Ziel zubewegte. Ganz einfach war das Treiben nicht. Das Gelände setzte einem Schwierigkeiten entgegen. Es waren Täler, Schluchten, enge Hohlwege, schmale Pfade, Gestrüpp und Unterholz zu überwinden. Am Ziel standen die Jäger auf den ihnen zugewiesenen Plätzen. Wieviel Wild immer zur Strecke gebracht wurde, weiß ich nicht mehr. Mir will scheinen, daß von den Jägern aus der Stadt manchmal nur drauflosgeballert wurde, weil sie eine Freude daran hatten. Es waren aber genügend gute Schützen da, die auch trafen; Ich weiß noch, daß das erlegte Wild unter den Jägern immer aufgeteilt wurde zu gleichen Teilen. Das Durchkämmen des Waldes fand an zwei oder auch drei Samstagen statt. War der Gurgus-Wald, wie wir ihn nannten, von Wild gesäubert, so begann ganz allgemein eine Jagd auf das Wild im Freien, an dem sich Jeder beteiligen konnte. Das Wild flüchtete bei diesen Jagden entweder immer wieder in den Gurgus-Wald zurück, oder es suchte sein Heil in der Flucht nach Süden, wo es im Babadager Wald wieder untertauchen konnte. Für uns Jungen waren die Treibjagden immer ein Abenteuer dem wir schon lange vorher entgegenfieberten. Die Entlohnung war nicht hoch, aber die Freude daran teilnehmen zu dürfen, um so größer. Wir betrachteten die Anstellung als Treiber als eine Art Auszeichnung, weil nicht Jeder dazu genommen wurde. Ich selbst durfte nur zweimal dabei sein, weil meine Mutter immer dagegen war. Nur meinem Bruder Mathias, der selbst zu den Jägern gehörte, hatte ich es zu verdanken, daß meine Mutter die Einwilligung dazu gab. Sie war nämlich gar nicht begei-

stert, wenn ich mit abgerissenen Kleidern nach Hause kam. In den Gurgus-Wald machten wir Malkotscher immer unsern Pfingstausflug. (Wer will sich einmal die Mühe machen und über die Pfingstausflüge in den deutschen Dobrudschadörfern zu schreiben? Fast überall ging es immer in einen Wald). Zur Jagd wäre vielleicht noch zu sagen, daß in den Jahren vor der Umsiedlung nicht mehr so viel Wild vorhanden war. Wenn früher die Wölfe eine große Plage darstellten, weil sie im Winter regelmäßig in die Dörfer eindringen und besonders die Schafherden manchmal recht hohe Verluste hatten, wenn auf der Weide Pferde (Fohlen) angefallen wurden, so war das in den letzten Jahren nur noch selten der Fall; man bekam auch nur noch selten einen Wolf zu Gesicht. Drüben im Donaudelta hausten sie noch in einer größeren Zahl.

„Reiseindrücke von einer Schulreise in die Dobrudscha“ um 1930 erinnert WEIGAND im JAHRBUCH 1968, 58ff und schildert folgende Begebenheit, die ich eben schon mal zitierte:

Wie ganz anders der Unterricht dort gestaltet werden mußte als bei uns, erfuhr ich, als ich in einem Orte den Kleinen das Märchen vom Rotkäppchen erzählte. Ich kam bis zu dem Auftreten des Wolfes, als mir ein kleiner Junge sehr aufgeregt dazwischenfuhr: „Nächte war ein Wolf in unserm Weinberg!“ Und nun folgte in guter deutscher Sprache die ganze Geschichte der Verwüstung und der Verfolgung. Wir waren aus der Welt des Märchens in die Wirklichkeit versetzt.

Diese Szene zeigt noch einmal, daß der Wolf in den Grimm'schen Hausmärchen nur eine oberflächliche Beziehung hervorruft: An der Stelle, wo der Wolf sehr symbolisch auftritt: Im Wald einer romantischen Konstruktion: wird er gleich in die dobrudschaner Wirklichkeit eines Weinbergs und einer realen Wolfsgeschichte geholt, die dem Kind viel interessanter erscheint. Es liegt wohl keine Untersuchung darüber vor, welche Erzählformen und -themen die Kinder der Dobrudscha-deutschen bevorzugten; BILZ (1958, 75) berichtet, daß Kinder ab bestimmtem Alter zwischen „dofen“ und „interessanten“ Märchen unterscheiden, wobei zu den dofen auch das „Rotkäppchen“ gezählt wird. — Ein weiteres Zeugnis für die grössere Beliebtheit der Wolfserzählungen gegenüber Märchen gibt BUCHMOLZ im JAHRBUCH 1977, 77:

Als Kind habe ich immer gerne von den Wolfsgeschichten gehört, wenn die Großen davon erzählten. In den Märchen gab es zwar auch Wölfe, hier aber kannte ich die Personen, die von ihnen berichten konnten,

Geschichtsschreibung über die Rolle der Wölfe während der Pionierzeit der Dobrudscha findet sich im JAHRBUCH 1972, 127f durch FRANK:

Bei ihrer Ankunft hatten die Siedler zuallererst dafür zu sorgen, daß sie ein Dach über den Kopf bekamen... Je besser ihnen ihre erste Unterkunft Schutz bot, um so besser hatten sie es in den ersten Jahren, denn gerade damals gab es strenge Winter, die den Ansiedlern hart zusetzten.... Unsere Eltern erzählten uns viel davon. Vor allen Dingen machten die vielen Wölfe und auch Füchse zu schaffen. Nicht einmal

im Dorf war man sicher vor ihnen; hoher Schnee und lang andauernder Frost trieb sie zu den menschlichen Behausungen.

und 1973, 119 durch ROTH:

In den ersten Jahren mangelte es an allem, sogar an Nahrung und genießbarem Wasser. Von den Russen und anderen fremden Völkern wurden sie nie behelligt, aber oft hatten sie unter Seuchen zu leiden, und dabei kein Arzt weit und breit und keine Arznei. Im Sommer quälte sie Hitze und Trockenheit, im Winter Schneestürme und Frost. Auch die Steppenwölfe machten ihnen in der kalten Winterzeit zu schaffen.

Daß später die Wölfe selten wurden, erinnert KLETT in der Biographie „Vom Kobadiner Dorfjungen zum Direktor und Generalbevollmächtigten einer Weltfirma“ im JAHRBUCH 1974, 88:

Das Fahren im Winter mit dem Schlitten mit vorgespannten rassigen jungen 3- bis 4 jährigen Hengsten war für mich als Schuljunge immer aufregend und schön. Meistens fuhr mein älterer Bruder Wilhelm, der früh an einer unerklärlichen Krankheit plötzlich starb. Wir fuhren mit dem Schlitten aufs flache, mit Schnee bedeckte Feld, um Hasen, Füchse, Rebhühner oder, wenn man Glück hatte, auch Wölfe zu schießen. Mein Bruder schoß meistens Hasen und für mich war es dann immer eine aufregende Angelegenheit, die erlegten Hasen aus dem Schnee zu holen. Schöner war noch das Fahren mit dem Schlitten im scharfen Trab durch das Dorf. Die jungen Hengste waren geschmückt mit bunten Bändern an den Kammhaaren, dem Schwanz und am Pferdegeschirr.

ebenso GAIER im JAHRBUCH 1976, 115:

Bad Nenndorf, 16.2.72

Zu Anfang hatte Vater einen Knecht und eine Magd. Doch als wir größer wurden, nahm er nur in der Hauptarbeitszeit Tagelöhner. Vater arbeitete sich schnell vorwärts, er kaufte fast jedes Jahr Land dazu. Als wir die Heimat verlassen mußten, hatte er schon 100 Morgen Ackerland, Wiese, etwas Wald und 4 Morgen Weingarten.

Vater nahm uns tüchtig ran; er sagte immer: „Ein Landwirt muß alles können, sonst kann er später seinen Leuten nichts vormachen. Wenn er's nicht kann, kann er es von den anderen schon gar nicht erwarten.“

Gerne bin ich im Frühjahr mit Siegfried, meinem ältesten Bruder, früh auf die Weide gefahren, die Schafsmilch holen, die der Schäfer gemolken hat. Davon haben wir Käse gemacht. Die Lämmer sprangen vergnügt im Spiel wie übermütige Kinder. Einmal, kann ich mich erinnern, fuhren wir über den Berg; im Tal lag die Weide, die Schafe waren eingesperrt. Eine Hütte für den Schäfer war dabei, ein großes Gatter war drum herum. Daneben sprudelte eine Quelle mit herrlich frischem Wasser. Als wir den Berg herunterkamen, rannte im Tal am Waldrand ein Wolf mit einem Lamm im Maul: wir knallten mit der

Peitsche und schrien, aber er ließ das Lamm nicht los. Wie wir beim Schäfer ankamen, klagte der, acht Lämmer und Schafe hatte der Wolf gerissen. Das kam zu meiner Zeit seltener vor als früher, aber es kam halt doch noch vor.

In all diesen Berichten taucht der Wolf als „Täter“ auf, als Gegner in einer Auseinandersetzung mit der natürlichen Umwelt im Pionierland.

2.2.4.2. Wolfsgeschichten als einfache Begebenheiten

Einzelne Begebenheiten mit Wölfen erfuhren eine novellenartige Ausführung, da sie spannende „Geschichten“ abgaben: „Auf der Wolfs-lauer“ im JAHRBUCH 1959, 56

Auf der Wolfs-lauer

Karl Kühn, einer der besten Jäger Atmadschas, geht auf die Wolfs-lauer. Zu diesem Zweck hatte er schon vor Abend ein Aas an den Waldesrand geschleppt, damit er die Wölfe schneller heranziehe. Beim Dunkelwerden ging Kühn zu dieser Stelle und bestieg einen Baum. Es kam auch bald ein Wolf. Kühn drückte ab und schoß den Wolf in das Rückgrat. Der Wolf wälzte sich hin und her, kam aber nicht weiter und lag dicht unter dem Baumstamm. Kühn konnte darum nicht abspringen, hatte auch weiter keinen Schuß; er hatte auch nur einen hier gebräuchlichen Vorderlader, aber noch ein Beil bei sich und dachte: Ich werfe es ihm an den Kopf, vielleicht treffe ich ihn tödlich. Er traf ihn recht gut, aber doch nicht tödlich. Der Wolf in seinem Zorn und Schmerz zerbiß den Stiel des Beiles in unzählige Stücke. Endlich fing er an zu heulen, worauf sich bald andere in der Ferne meldeten. Kühns Lage wurde kritisch; wenn sie alle kommen — die gehen in der Nacht nicht weiter — und er kann doch die lange Winternacht nicht auf dem Baume sitzen. Endlich wälzte sich der Wolf in seinem Schmerz etwas weiter von dem Baume weg und Kühn konnte abspringen. Hätte nun sein Beil einen Stiel gehabt, dann hätte er den Wolf erschlagen. Da dies aber nicht möglich war, so mußte er nach Hause laufen und sich eine neue Ladung holen. Nun glaube ja niemand, daß die inzwischen angesammelten Wölfe nun den Kampf gegen ihn aufgenommen hätten — nein! Sie suchten das Weite, sobald sie ihn witterten und ließen ihren verwundeten Bruder allein. Ja, die Wölfe greifen den Menschen nur an, wenn sie schon vor Hunger wahnsinnig sind.

ist eine Erfahrung, aus der ein Motiv für ein Märchen wie der bessarabischen Variante von „Hänsel und Gretel“ (CAMMANN 1967, 230f; s. O.!) erwachsen mag: Lauernd streicht der Wolf um den Baum, auf den der Held sich geflüchtet hat, dessen Gewitztheit oder Ausdauer auf die Probe gestellt werden.

In einer Erzählung wie „Begegnung mit einem Rudel Wölfen“ von FRANK im JAHRBUCH 1965, 128:

Begegnung mit einem Rudel Wölfen

Meine Eltern waren damals, 1926, auch zum Weihnachtseinkauf nach Konstanz gefahren, obwohl die Fahrt mit dem Zug nicht gerade billig war. Verabredungsgemäß mußte ich sie mit dem Wagen vom 10 km entfernten Bahnhof Caraomer abholen. An dem betreffenden Tag stand ich etwas früher auf, versorgte die Pferde, machte den Wagen zurecht, und nachdem ich gefrühstückt hatte, fuhr ich los. Zwei Häuser weiter von uns bat mich Ch. T. ihn doch nach Caraomer mitzunehmen, da er noch unbedingt vor Weihnachten für seine Schmiede Steinkohlen kaufen müsse. Mir war diese Bitte sehr recht, da mein Begleiter als ein guter Erzähler und Spaßmacher bekannt war.

Es war bitter kalt; ein eisiger Ostwind fegte über die baumlosen Felder. Es lag kein Schnee, und die Erde war knochenhart gefroren. Der Weg war während vorhergehenden Regenwetters derart aufgefahren, daß wir ihn jetzt, da er zugefroren, unmöglich benutzen konnten. Weil die Fahrt genau nach Osten ging, legten wir uns in den Wagenkasten, den Rücken dem Winde zugewandt, eingehüllt in Pelze und die Lammfellmützen über die Ohren gezogen, und ließen die Pferde nach Belieben im Schritt gehen, da sie ja den Weg zur Genüge kannten. Wir fühlten uns hinten im Wagen auf dem Stroh recht wohl, rauchten eine nach der andern der selbstgedrehten Zigaretten und erzählten uns Geschichten. Manchmal allerdings glaubte ich neben mir einen Münchhausen sitzen zu haben. Mein Begleiter nahm eben gerne den Mund etwas zu voll. So kamen wir langsam aber sicher vorwärts.

Wir hatten etwa 6 km zurückgelegt, als an der Grenze zwischen Mamuslia und Caraomer die Pferde plötzlich stehen blieben. Sie blieben auch stehen, als ich sie antrieb und kein Zureden wollte helfen. Als ich mich aber umdrehte, um zu sehen was eigentlich los sei, traute ich meinen Augen nicht. Ungefähr 50 m vor uns mündete ein Schützengraben aus dem Krieg, jetzt überwuchert von Schlehdorn und Unkraut, in unseren Weg. Aus demselben kam ein Wolf nach dem andern zum Vorschein. Im ersten Augenblick blieb mir vor Schreck der Mund offen. Ich war damals 19 Jahre alt, es wurde mir aber verdammt warm, trotz der Kälte. Endlich wandte ich mich an meinen Begleiter, der immer noch ahnungslos nach rückwärts sah, und brachte nur heraus: „Eine Herde Wölfe“. Als er nach vorne blickte, erstarrte er vor Schreck. Er war nun so kleinlaut, daß er kein Wort von sich gab, und stotternd bedeutete er mir endlich, ich solle doch weiterfahren.

Die Wölfe nahmen von uns keine Notiz, bis auf einen, der wohl der älteste war. Dieser blieb etwa 15 m vom Wegesrand sitzen und musterte uns ganz genau. Als mein Begleiter sah, daß der Weg vorne frei war, sagte er wieder ganz leise, ich solle doch zufahren, damit wir hier schneller wegst kämen. Er griff zur Peitsche, und die Pferde sausten los. Als wir glaubten, von dem Rudel weit genug entfernt zu sein, hielten wir an. Die Pferde mußten verschnaufen. Und jetzt dachten wir auch ans zählen: es waren 16 Wölfe. Mein Begleiter hatte jetzt auch wieder genügend Mut; er stieg vom Wagen, stemmte die Hände in die Hüften

und brachte todernst hervor: „Hätte ich eine Flinte gehabt, ich hätte sie alle niedergeknallt.“ Nun, ich kannte ja meinen Münchhausen. Vor einigen Minuten, als wir noch mitten im Rudel waren, da sah alles ganz anders aus.

Daß die Wölfe uns ungeschoren gelassen hatten, dürfte zwei Gründe gehabt haben. Erstens lag kein Schnee, so daß sie nicht übermäßig hungrig waren, und zweitens haben sie von Dezember bis Februar ihre Paarungszeit, so daß sie sich nur für die Wölfin an der Spitze und nicht für ein gutes Frühstück interessierten. Als wir nach zwei Stunden vom Bahnhof zurückfahren, lungerten sie noch in weiterer Entfernung herum. Zu Hause angekommen, hatte es sich schnell herumgesprochen, daß nach Caraomer zu sich Wölfe aufhielten. Daraufhin versuchten mehrere Reiter einige davon zu umzingeln, aber ohne Erfolg. Das Rudel suchte, so schnell es nur konnte, in nördlicher Richtung das Weite.

aber mag eine Vorlage für einen Schwank wie den oben geschilderten „Der Jäger und der Wolf“ (JAHRBUCH 1966, 179f) stecken. Um das Bestehen in der Auseinandersetzung mit der Wildnis und die Angst dabei handeln auch die „Wolfs geschichten“ von KNODEL im JAHRBUCH 1967, 168:

Wolfs geschichten

Von Simon Knodel I, Fachria

In einem Wolfsloch

Ob es überhaupt Wolfslöcher gegeben hat? Möglich, aber gesehen habe ich noch keines. Als wir noch Kinder waren, da gab es in unserer Phantasie jede Menge Wolfslöcher, und auch bei den Alten wurde von Wolfslöchern gesprochen. So erzählte man sich auch über unseren Konradvetter folgende Geschichte: Einmal war er mit noch einem Mann aus unserem Dorf auf die Jagd gegangen, und da fanden sie ein Loch, von dem sie vermuteten, daß es ein Wolfsloch sei, in dem es womöglich junge Wölfe gäbe. Der Jagdgefährte vom Konradvetter fand sich nach einigem Hin und Her auch bereit, in das Loch hineinzukriechen, doch nahm er ihm noch das Versprechen ab, ja gut aufzupassen, damit der alte Wolf ihn nicht von hinten angreife. Das versprach der Konradvetter. Der andere schob sich mühsam in die Röhre, was eine geraume Zeit dauerte. Dem Konradvetter wurde es langweilig, und er nickte ein. Doch plötzlich wachte er auf, gewahrte noch, wie ein Schatten an ihm ins Loch hinein vorbeiflitzte. Blitzschnell faßte er zu und erwischte den Wolf gerade noch am Schwanz. Da rief der andere von drinnen „Warum wird es da auf einmal so dunkel?“ „Wart nur, wenn der Haarstrick reißt, dann wird es schon wieder helle werden“, rief der Konradvetter ganz aufgeregt. Und es wurde auch wieder helle. So schnell wie der Wolf in die Höhle gekommen war, so schnell war er auch wieder draußen. Und der andere Jäger hatte nur noch das eine im Sinn: nichts wie raus aus diesem Loch. Dieses Erlebnis wurde dann für lange Zeit der Gesprächsstoff in unserem Dorf.

Auf dem Anstand

Bei der zweiten Begebenheit, in der von Wölfen die Rede ist, möchte ich doch vorausschicken, daß es bei den zwei Männern der Geschichte um ehrenwerte Bauern aus Fachria handelt, die beileibe keine Angsthasen oder Prahler waren. Diese zwei Männer machten sich eines Abends auf den Weg, um auf den Anstand zu gehen und dabei einige oder wenigstens einen Wolf zu schießen. Sie hatten festgestellt, daß sich allnächtlich in Richtung ihrer Weingärten ein Rudel Wölfe herumtreibe.

Die Weingärten der beiden Jäger lagen abseits von den andern des Dorfes wie eine Insel in der Weite der Steppe. Darinnen stand eine Hütte, und von dort aus wollten sie den Wölfen auflauern. Sie hatten ein Aas ausgelegt, die Türe der Hütte geschlossen, sich an die beiden Öffnungen gestellt und warteten der kommenden Dinge. Nun, es dauerte gar nicht lange, daß sich etwas tat. Zuerst zeigte sich ein Wolf, aber gleich waren es deren so viele, kamen die Wölfe in einer so großen Anzahl, daß es den Jägern gar nicht wohl dabei war. Sie überlegten nun, ob sie schießen oder nicht schießen sollten, bis sie sich zu der zweiten Lösung entschlossen. Die Hütte schien ihnen nämlich nicht sicher genug. Bei einem konzentrierten Angriff der Wölfe von der einen Wandseite oder auch vom leichten Dache her, konnte es durchaus sein, daß sie den Kürzeren gezogen hätten. Ihre Überlegung war, sich vollkommen ruhig zu verhalten, um die Wölfe nicht zu reizen. Diese kamen jedoch bis an die Hütte heran und umkreisten sie eine geraume Zeit. Den zwei Männern war es gar nicht mehr wohl in ihrem Weingartenhäuschen. Sie gaben später offen zu, daß die Angst ihnen in jener Nacht viel zu schaffen machte, und daß sie auch gedacht hätten in Zukunft ein festeres Weingartenhäuschen zu erstellen. — Aus ihrer Lage wurden sie erst gegen Morgen befreit, als die Wölfe sich zurückgezogen hatten. So eine Nacht wollten sie nie wieder durchmachen.

Die erste dieser zwei Begebenheiten erinnert im Bild auch an die Grotteske un die „Geschorene Geiß“ (s. O.!) (CAMMANN 1967, 350ff), wenn das Wolfsloch zum vertrackten Ort wird.

Eine andere Wolfsgeschichte bringt BUCHHOLZ im JAHRBUCH 1977, 77:

Von Wolfsgeschichten und Wegelagerern

Als Kind habe ich immer gerne von den Wolfsgeschichten gehört, wenn die Großen davon erzählten. In den Märchen gab es zwar auch Wölfe, hier aber kannte ich die Personen, die von ihnen berichten konnten. Ist es verwunderlich, wenn ich damit anfangen? — Einmal waren meine Großeltern auf das Feld, auf die Steppe hinausgefahren, um Melonen und Harbusen (Wassermelonen) zu holen. Als sie den Wagen mit den herrlichen Früchten vollgeladen hatten, fuhr Großvater diese nach Hause. Großmutter war zurückgeblieben, um weiter Melonen und Harbusen zu pflücken und auf Haufen zusammenzutragen. Als der Großvater wieder aus dem Dorf zurückkam, sah er Großmutter schon von weitem, wie sie sich nach den Früchten bückte, sich wieder aufrichtete und zu den Haufen gehen; aber mit einem Male sah er noch etwas, das ihm einen jähen Schrecken einjagte. Er sah einen Wolf lauern und sich Großmutter nähern. Was war zu tun? Er fing aus Leibeskräften an zu schreien und trieb die Pferde zum Galopp an. Doch Großmutter war in ihre Arbeit so vertieft, daß sie das alles nicht beachtete, und der Wolf setzte auch

schon zu seinen letzten Sprüngen an. Da schrie Großvater voller Verzweiflung, so daß der Wolf davonjagte und Großmutter die Gefahr erkannte. Das ist alles an dieser Geschichte, aber nicht immer gingen die Angriffe der Wölfe ohne Folgen vorüber.

Ein ander Mal, erzählten meine Eltern, daß zwischen Tariverde und Kodschalak während eines strengen Winters ein Bulgare in seinem Schlitten von einem Rudel Wölfe zerrissen wurde. Auch wußten sie davon, daß sich jemand nur durch die Flucht auf einen Baum vor den Wölfen retten konnte. Daß die Wölfe in strengen Wintern bis in die Mitte des Dorfes vordrangen, dürfte allen aus der Dobrudscha, die dort noch aufgewachsen sind, bekannt sein. Von solchen Wolfsgeschichten ist schon des öfteren in den Jahrbüchern berichtet worden.

Einen ausgiebigen Erzählstoff bildeten auch die Räuber, die Pferde- und die Straßenräuber vor allen Dingen. Die Pferderäuber waren fast immer Zigeuner, die ihr „Handwerk“ so geschickt beherrschten, daß die gestohlenen Pferde nie wieder gefunden wurden. Diese waren auf Schleichwegen über die Grenze nach Bulgarien oder durch die Donauüberschwemmungsgebiete nach Altrumänien gebracht worden. — Die Wegelagerer dagegen waren Banditen, die vor nichts zurückschreckten. So wurde mein Großvater mütterlicherseits von Straßenräubern angehalten und so zusammengeschlagen, daß er an den Folgen der Schläge starb. Jedenfalls vermuteten die Verbrecher verstecktes Geld, das aber gar nicht vorhanden war. Das Überlandfahren war bei uns nicht gefahrlos und die Leute hatten es oft mit der Angst zu tun.

2.2.4.3. Wolfsgeschichten als sagenhafte Begebenheiten

Außergewöhnliche Begebenheiten nehmen in der Erzählung sagenhafte, märchenhafte oder schwankhafte Züge, zuweilen die Form der Lügengeschichte, an, wenn sie immer wieder, immer weiter und immer länger erzählt werden. Sie gehen gewissermaßen in die generationenumfassende Saga einer Familie oder eines engeren Ortes ein.

„Eine nicht alltägliche Wolfsgeschichte“ erzählt uns KNODEL im JAHRBUCH 1963, 137f:

Eine nicht alltägliche Wolfsgeschichte

Von Simon Knodel / Fachria

Diese Geschichte ist dem „Rundbrief der Dobrudschadeutschen“, Nr. 164, S. 1. entnommen.

1874 wurde unser Dorf gegründet, die Türken waren damals noch die Herren in der Dobrudscha. Selten traf man gepflügtes Land an. Als Weide diente es für die Pferdeherden der Türken und Tataren und im Sommer kamen die rumänischen Hirten über die Donau mit riesigen Schafherden. Die deutschen Siedler jedoch, seit alters her Ackerbauern, nahmen das Land unter den Pflug und bearbeiteten es nach Väter Weise. Den eisernen Pflug hatte man aus Bessarabien mitgebracht. die Egge, damals ein hölzerner Rahmen mit langen eisernen Stiften, ebenfalls. Zum Glätten und Festmachen der Oberfläche des Ackers benützte man eine sogenannte Schleppe oder Schleife, die man

aus Dornen meist selbst herstellte. Das Pflügen, bei uns nur „Ackern“ genannt, besorgte meist ein Sohn des Hauses; zum Anfurchen aber, dem Ziehen der ersten Furche, mußten mindestens zwei Leute dabei sein. Denn damals gab es keine Ackergrenze, die gut sichtbar, es leicht machte, eine schnurgerade Furche zu ziehen. An das andere Ende des Ackers wurde eine gut sichtbare Stange, oft mit darangebundenen Grasbüscheln, eingesteckt. Ein Mann führte die vorderen Pferde (vier oder sechs waren immer am Pfluge) und los gings. Nach der zweiten oder dritten Furche konnte auch ein Mann allein ackern. Mein Großvater Jakob Hausch ging im Frühjahr oft mit aufs Feld, wenn er selbst auch nicht ackerte, denn das besorgte sein Sohn, unser Gottlieb-Vetter. Aber beim Anfurchen da half er gerne mit. So auch an diesem Tage, über den ich berichten will. Im Winter war es versäumt worden, die Dornschleppe zu erneuern. Deshalb ging Großvater Hausch auf die Suche nach geeigneten Dornen. Die einzel stehenden Dornbüsche waren selten zu gebrauchen, aber in den Dornhecken, manchmal einige Ar groß, fand sich stets das bessere Material. So kannte Großvater auf Hauschs und dem Bulgarenland eine große Hecke in einer Niederung. Dort wollte er sich genügend hochstämmige Dornen für eine neue Schleppe schneiden. Die äußeren Büsche waren ihm zu niedrig, weiter innen sah er übermannshohe stehen. dort wollte er seinen Bedarf rausholen. Aber kaum war er einige Schritte weit in die Hecke eingedrungen, als ein dort ruhender Wolf von seinem Lager aufsprang und ihn mit weit geöffneten Rachen anfiel. Abwehrend streckte er die Hand aus, unbewaffnet wie sie war, der Wolf schnappte danach, aber Hausch hatte, schnell besonnen, mit einem Griff die Zunge des Wolfes fest in der Hand und ließ sie nicht mehr los. Beißen kann nun der Wolf nicht mehr, die geballte Faust des Mannes in seinem Rachen hindert ihn daran. aber mit den starken Beinen kratzt er wie wild. Was tun, denkt Großvater. Weit und breit kein Mensch der ihm beistehen könnte in seiner Not, auch verbirgt ihn die hohe Dornenhecke, über die er nicht hinaussehen kann. Kniehoch steht das Gras zwischen den Dornbüschen. Da kommt ihm ein Gedanke. Mit der linken Hand reißt er Grasbüschel aus und stopft sie dem Wolf in den Rachen, soviel er reinstecken kann, entlang der rechten Hand die immer noch die Wolfszunge festhält. Nachdem er den Wolfsrachen gut vollgestopft hatte, ließ er die Zunge los und ging auf und davon. Sein guter Einfall hatte ihm wohl das Leben gerettet

Sollen wir sie wortwörtlich nehmen? Wir erinnern uns sofort an den oben vorgestellten kurzen Schwank, fast Witz „Der umgestülpte Wolf“ (s.o.!).

In diese Kategorie des Sagenhaften gehört auch eine der „Gschichtla“, die

CAMMANN 1967, 355 gesammelt hat:

115. Wölfe

Anna Ternes

Karamurat / Dobrudscha

Das war moll im Winder, hat hoch Schnee geleh, da wollt moll e Mann uff's annere Dorf gehn. Mußt er dorch de Wald, un da ware immer so viel Welf. Wenn 's so kalt war, hann sich die Welf uff so ganze Ruddel zsammegemach un hann se was angetroff, das hann se korz un kleen geriß. Der Mann kummt an un sitt von weidem nix wie lauder Lichtche. Denkt er: Was is das? E Herd Welf! — Er kummt an, die Welf alle in die Rund. Hat er sei Schwewwelche (Schwefelhölzer) raus un immer angestrich un hingeschmiß, un die sinn dann auseinander, immer Angscht kritt. Bis er sei ganse Schwewwelche verstrich hot, hat er die Welf hinner sich gehat. Sinn nimmi nokumm, un so hat er sei Lewe kenne rette.

Es kommt wohl nicht darauf an, ob bei einer solchen Gelegenheit einmal ein Mensch wirklich auf das allerletzte Streichholz der Gefahr entkam, sondern auf die Bedeutung der Tugenden des Pioniers: Zugehen auf die Gefahr, Kaltblütigkeit, Gewitztheit — und die Portion Glück! Darüber hinaus beschwört diese Begebenheit ein Bild des urtümlichen Gegensatzes zwischen Kultur und Natur im Widerstreit der Lichtpunkte der aufflammenden Schwefelhölzer und der Lichter der Wolfsaugen. Diese Deutung mag der Erfahrung der Schwarzmeerdeutschen viel mehr entsprechen als etwa eine allgemeine „astrale“, wie der SCHELLHORNS (1968), die in den Lichtern der Wölfe über einer nächtlichen Schneedecke ein zwingendes Symbol des Sternenhimmels als eines Urbildes des Menschen gegenüber der Welt erblickt (S.209).

2.3. Szenische Form

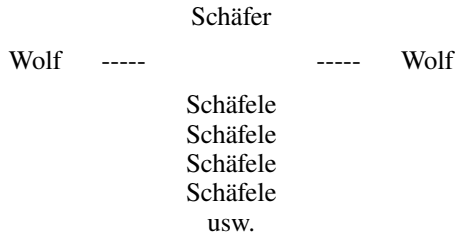
Ich fand kein Lied, in dem der Wolf in der Dobrudscha eine Rolle spielt, jedoch zwei szenische Kinderspiele, die dem bekannten „Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann?“ ähneln (JAHRBUCH 1962, 107):

Kinderspiele aus Malcoci

1. Schäfele, Schäfele kumm här!

Die Kinder stellen sich in Reihe zu einem hintereinander auf. Dieser Reihe gegenüber steht der Schäfer in einem Abstand von etwa 10 bis 12 Metern. Beiderseits in einem Abstand von etwa 10 Metern steht je ein Wolf (wie bei a). Der Schäfer lockt die Schafe einzeln nacheinander mit folgenden Worten, die das Schäfele beantwortet:

Aufstellung:



Schäfer: Schäfele, Schäfele kumm har!

Schäfele: Ich darf nicht!

Schäfer: Wäge wem?

Schäfele: Wäge dem Wolf!

Schäfer: Was freßt er?

Schäfele: Grie Gras'

Schäfer: Was sauft er?

Schäfele: Grie Molken!

Schäfer: Schäfele kumm här!

Nun läuft das vordere Schaf auf den Schäfer zu. Die beiden Wölfe versuchen das Schaf bei seinem Lauf zu fangen (wie bei b). Wer von den beiden Wölfen das Schaf fängt, der bekommt es. Das Schaf stellt sich hinter seinen Besitzer auf (wie bei c). Auf diese Weise verringern sich allmählich die Schafe und verteilen sich auf die beiden Seiten hinter die beiden Wölfe.

Die Kinder, die nun hinter den beiden Wölfen stehen, müssen am Schluß des Spieles ziehen (wie bei d). Dabei ist nicht Spielende, wenn die eine Partei die andere über den Strich hat ziehen können. Es werden vielmehr die Kinder einzeln oder in Gruppen, wenn die Kette platzen sollte, herübergezogen, bis das letzte Kind von der einen Partei hinüber zur stärkeren gezogen ist.

Vergleiche hierzu die beigegebenen Bildaufnahmen, die im Umsiedlungslager Leider bei Aschaffenburg im Frühjahr 1941 aufgenommen wurden.

2. Eins hat die Uhr geschlagen

Die Kinder stellen sich alle in einer Linie zu einem Glied auf. Ein Kind, der Wolf, steht der Linie gegenüber in einem Abstand von etwa 15 Metern.

Die Kinder gehen langsam, Schritt für Schritt, auf den Wolf zu und singen dabei:

Eins hat die Uhr geschlagen, der Wolef kommt noch nicht! —

Zwei hat die Uhr geschlagen, der Wolef kommt noch nicht! —

Drei .. vier... usw. bis zwölf hat die Uhr geschlagen... ..

Bei ‚Zwölf‘ machen die Kinder schnell kehrt und laufen auf ihre Ausgangsplätze zurück. Der Wolf sucht die laufenden Kinder zu fangen. Das gefangene Kind tritt auf die Seite des Wolfes.

Nun geht die Kinderschar mit den gleichen Worten wieder auf den Wolf los. Der Wolf, von dem gefangenen Kind unterstützt, fängt beim Zurücklaufen der Kinder wieder ein oder zwei Kinder. Auf diese Weise kommen immer mehr Kinder auf die Seite des Wolfes. bis nur noch ein Kind übrig geblieben ist. Das letzte Kind ist der Wolf im neuen Spielabschnitt.

Der Gegensatz zwischen dem Schäfer mit seiner Herde und dem Wolf ist sicher ein sehr allgemeines Symbol für die Auseinandersetzung zwischen Kultur und Natur, nicht regional für den Schwarzmeerraum, doch der dortigen Lebenserfahrung besonders entsprechend. Da die Phantasie des Kindes sehr rege sein kann, mag besonders das zweite der Spiele vor allem der Angstbewältigung gedient haben. Der Effekt war sicher ähnlich wie bei der Suche des Kindes nach der Auseinandersetzung mit dem angstmachenden Bösen im wiederholten Hören von Märchen, den BILZ (1958, 80f) beobachtete:

Ch. BÜHLER hebt hervor, daß das Märchen »heutzutage fast ausschließlich Literatur des Kindes und fast seine einzige Literatur in einem bestimmten Alter seines Lebens« ist¹. Wir möchten glauben, daß nicht nur die Kinder, sondern auch die Erzählerinnen, die den Kleinsten bereits vom Wolf, der das Rotkäppchen »verführt« und verschlingt, berichten, dem alten Erzählstoff unbewußt ein unerschütterliches Vertrauen schenken. Ihre Bereitschaft, das Märchenverlangen der Kinder noch und noch zu stillen, gründet anscheinend in einem geheimen Wissen um die Notwendigkeit auch der grausigen Bestandteile in den Märchengeschehnissen. Mit RÖHRICH, der die Grausamkeit im Märchen als einen »vielschichtigen Komplex« aufweist, nehmen wir an, daß gewisse Erzählbestandteile über an sich unmotivierte Greuelthaten an Kindern »einer allgemein menschlichen psychologischen Situation irgendwie entsprechen« müssen. Märchenerzählende Erzieher scheinen uns ebenso wie ihre ihnen zuhörenden Pfleglinge auf eine *innere* Bühne versetzt zu sein, auf welcher Kindsmißhandlungen und grausame Todeserlebnisse von kindlichen Märchenhelden nicht einfachhin widerliche Greulichkeiten sind, sondern Tatbestände eines allgemeingültigen innerseelischen Dramas, das sich dieser Bilder bedient, um zum Ausdruck zu kommen. Der Geschmack an Märchenerzählungen läßt sich bei Erziehern und Zöglingen um ihres geheimen Wahrheits- und Wirklichkeitsgehaltes willen nicht verderben, obwohl diese geistige Nahrung reichlich durchsetzt ist mit Bröcklein, die recht bitter schmecken, und die auch, wie die Erfahrung lehrt, nicht jedem Kind zu jeder Zeit leicht bekömmlich sind.

¹ Diese Beobachtung wurde im Jahre 1917 und hinsichtlich des europäischen Kulturkreises gemacht. Im amerikanischen Kinderleben spielen Märchen im Vergleich mit anderen Geschichten eine untergeordnete Rolle. Vergl. CH. BÜHLER,

Folgende Beobachtung soll aufweisen, wie einem Kleinkind die Geschichte vom Aufgefressenwerden des Rotkäppchens durch den Wolf zunächst nicht bekommen war, das aber in der Folgezeit dennoch nicht ein Wolfserlebnis missen wollte: Das zweieinhalbjährige, in der ersten Trotzphase stehende Mädchen ist ein empfindliches, lebhaftes Kind. Eines Tages erhielt es ein Bild als Geschenk beim Einkauf. Rotkäppchen und der Wolf waren darauf zu sehen, und zwar die Szene, wo der Wolf, mit Nachthemd und Nachthaube der Großmutter angetan, das heranstürmende Rotkäppchen erwartet. Die Kleine, die das Märchen nur kannte bis zu der Begegnung von Wolf und Rotkäppchen im Wald, wollte nun wissen, warum der Wolf im Bett liegt. Das bekannte Zwiegespräch zwischen Wolf und Rotkäppchen hörte sich das Kind mit großer Aufmerksamkeit an. Schätzungsweise ein dutzendmal mußte der Dialog zwischen Rotkäppchen und Wolf hergesagt werden. In den folgenden Nächten schlief das Kind unruhig, es erwachte und äußerte Angst vor dem bösen Wolf. Man konnte dem Kind nicht anders und wohl auch nicht besser helfen, als daß man das Bild hervorsuchte, den Wolf herausschnitt und verbrannte. Nun war das Kind in den Nächten wieder ruhiger, tagsüber aber fragte es öfters interessiert nach dem Wolf. Immer wurde ihm bedeutet, daß der böse Wolf verbrannt sei, und daß es überhaupt keine Wölfe gäbe, nur ganz weit weg in Rußland. Einige Wochen nach diesen Begebenheiten wollte der Vater des Kindes mit der Kleinen einen Ausflug in den nahegelegenen Wald unternehmen. Die besorgte Mutter sagte dem Kind, als es für den Spaziergang gerüstet wurde: »Jetzt gehst du mit Papa in den Wald zu den lieben Häslein!« Das kleine Mädchen zog strahlend ab. Noch auf der Treppe des Hauses traf ein älterer Hausbewohner die beiden Ausflügler. Er fragte im Vorbeigehen die Kleine, wohin sie denn gehen wolle. Zur größten Überraschung antwortete das Kind, und zwar sehr bestimmt und ohne Zögern: »In den Wald zum Rußlandwolf!« Nicht die harmlosen Häslein, sondern das kinderfressende Ungeheuer, dessen Bild verbrannt werden mußte, bildete den Anziehungspunkt. Selbst dieses sensible Kind, das durch die Wolfsgegeschichte Nacht für Nacht in Angst geriet, will aus eigener Initiative heraus eine Begegnung mit seinem »Rußlandwolf«. Es zeigt damit eine Bereitschaft, sich dem zu fürchtenden Übermächtigen zu stellen. Es muß doch wohl über Kräfte verfügen, die das zu Fürchtende verlangen. Die Auseinandersetzung wird förmlich gesucht. Das ist die Faszination. Die vorsichtige Mutter sagt: »Du gehst zu den Häslein.« Das Kind aber will zum Wolf. An der Hand seines Vaters zeigt es eine Bereitschaft, ein bewegenderes Erlebnis als das mit simplen und ungefährlichen Feldhasen aufzusuchen.

Das Kind und das Ungeheuerliche, dem Grauen und Tod im Märchen zugeordnet sind, sind offenbar ein Dual, der durch pflegerische Fürsorge nicht zu sprengen ist. Wir meinen, die eigenwillige Verhaltensweise des Kindes, den eliminierten Wolf wieder ins Spiel zitieren zu müssen, bezeuge, daß der Wolf notwendig zu einer Szene seines inneren Schauspiels gehöre. Die Rolle, die das geheime Textbuch des

Lebens für den fälligen Auftritt im Gesamtspiel vorsieht, ist anscheinend nicht durch gutmütige Pflanzenfresser besetzbar. Im Hier und Jetzt der notwendigen Abfolge des Geschehens taugen sie nicht zum wirklich wirksamen Spiel. — Die Märchen wären nicht nur literarisch reizlos, sondern unwahr und unwirklich, hätten die Märchenpfeleger sie von allen grauenvoll-fürchterlichen Szenen »gereinigt«. Schicksal, nicht Schicklichkeit wird dargestellt, auch wenn das sterilen Pädagogen nicht einleuchtet. (Das Märchen vom Rotkäppchen ist eines Tages tatsächlich von den »kannibalistischen Zügen der Volksüberlieferung« [RÖHRICH] gereinigt worden!) Echt und unverdorben spiegeln die Märchen die Ordnung der Welt und des Lebens wider. Ihre Bilder lügen nicht, wenn sie die Höhen des Daseins wundervoll licht und seine Tiefen abgründig dunkel zu malen verstehen. Ihre Wahrheit macht ihre Schönheit und ihre Frömmigkeit aus. Wilhelm Grimm hat von den Märchen gesagt, daß sie »dieselben blaulich-weißen, makellosen, glänzenden Augen« hätten wie die Kinder selbst. Um dieser Augen willen, aus denen das Leben selber schaut, gibt es Märchenliebhaber, die, seien sie nun Kinder oder Kinderpfeleger, dem Märchen glauben und vertrauen, wenn es sie durch Tiefen zu Höhen führt.

Aber hier sei auf die stetige Gefahr einer Überinterpretation solcher Spiele und Bilder hingewiesen: Sie kommen auch aufs Allgemeinste der Selbstbestätigung und Lust auf körperliche Fertigkeiten entgegen: Reizen, Loslaufen, schnell Reagieren (das letztere Spiel erfordert eine Aufmerksamkeit auf den *point of no return*!)

III. LITERATUR

- Hermann BAUSINGER: Formen der „Volkspoesie“; Berlin 1980
 Ludwig BECHSTEIN: Sämtliche Märchen; München o.J.
 Josephine BILZ: Märchengeschehen und Reifungsvorgänge; in: Hildegard HETZER (Hg): Das Märchen und die Phantasie des Kindes; München 1958
 Alfred CAMMANN: Deutsche Volksmärchen aus Rußland und Rumänien; Göttingen 1967
 Brüder GRIMM: Kinder- und Hausmärchen; München 1977 (c = 1949)
 GRZIMEKS TIERLEBEN: Bd. 12 - Säugetiere 3; Zürich 1972
 Michael JACOBY: wargus, vargr, "Verbrecher" "Wolf" – eine sprach- und rechtsgeschichtliche Untersuchung; Uppsala 1974
 JAHRBUCH DER DOBRUDSCHADEUTSCHEN (Hg. Otto KLETT); Heilbronn, 1. Jg. 1956 - 22. Jg. 1977
 Michel de MONTAIGNE: Essays; Leipzig 1983
 Elena OGNJANOWA (Hg): Bulgarische Märchen; Leipzig 1987
 Wilhelm SALBER: Psychologische Märchenanalyse; Bonn 1987
 Ludwig SCHELLHORN: Goldenes Vlies – Tiersymbole des Märchens in neuer Sicht; München, Basel 1968
 Stith THOMPSON: Metif-Index of Folk Literature; Copenhagen 1955-58

ANHANG

Sämtliche Artikel im Jahrbuch der Dobrudschadeutschen, die den Wolf thematisieren (chronologisch):

1958, 153: Heenerl und Hahnerl; in: H.RENNER: Volkskundliche Aufzeichnungen aus der Dobrudscha; aus der Dobrudscha; S. 117ff

135: (Erwähnung d. KHM) EBENDA

1959, 56: Auf der Wolfslauer; in: H. PETRI: Johann Adams Aufzeichnungen; S.49ff

72f: Aus dem Tagebuch des Ferdinand F. Schlaps; S. 61ff

75f: EBENDA

1962 88f: Erwin HEER: Tiernamen im Volksmund der Schwarzmeerdeutschen; S. 88ff

106: Mulle Häs kemm nach Hus; in: E. WINTER: Auszählreime, Kinder- und Gesellschaftsspiele aus der Dobrudscha; S. 105ff

107: Schäfele, Schäfele... ; in: EBENDA

Eins hat die Uhr geschlagen...; in: EBENDA

112ff: Hänsel und Gretel

1963, 77f: Elise BERG: Aus meinem Tagebuch; S. 62ff

137f: S.KNODEL: Eine nicht alltägliche Wolfsgeschichte

1965, 60f: in: Erwin HEER: Beiträge zur Säugetierkunde Süd-Bessarabiens und der Nord-Dobrudscha; S.45ff

128: Begegnung mit einem Rudel Wölfen; in: J.FRANK: Zu Hause in der

Adventszeit; S. 127ff

1966, 132f: in: St. EHRET: Kleiner Beitrag eines Malkotschers; S. 131ff
179f: A. SCHIELKE-BRENNER: Der Jäger und der Wolf

1967, 62: in: AUS DER HEUTIGEN DOBRUDSCHA, S. 59ff
168f: Simon KNODEL: Wolfsgeschichten

1968, 59: in: G. WEIGAND: Reiseeindrücke einer Schulreise in die Dobrudscha;
S. 58ff

1969, 148: in: EINE KLEINE ABHANDLUNG ÜBER DAS DONAUDELTA; S.
143ff

1972, 127f: in: Johann FRANZ: Mamuslie; S. 126ff

1973, 119: in: Karl ROTH: Auf der Suche nach der besseren Heimat; S.118ff

1974, 88: in: E. KLETT: Vom Kobadiner Dorfjungen zum Direktor und General-
bevollmächtigten einer Weltfirma; S. 86ff

1976, 35: in: OSMANISCH-TÜRKISCHE SPRICHWÖRTER; S. 34f
115: in: Anna GAIER: Aufzeichnungen zu unserer Familiengeschichte; S.
111ff

1977, 77: Von Wolfsgeschichten und Wegelagerern; in: V.BUCHHOLZ: Als wir,
die Familie des August Buchholz, noch in Kodschalak wohnten; S. 76ff

Inhaltsverzeichnis

1. Biographie	5
2. Biographie und Bildung	9
3. Kultur	10
4. Kultur und Bildung	11
II. DURCHFÜHRUNG	14
1. Sachtexte	14
2. Wolfserzählungen	18
2.1. Sprachformeln und Sprachspiele	18
2.1.1. Redensarten	19
2.1.2. Kinderabzählreime	20
2.1.3. Phantasieformel	20
2.1.4. Sprichwörter	22
2.2. Erzählformen	24
2.2.1. Märchen	24
2.2.2. Schwänke	41
2.2.3 Fabeln	53
2.2.4. „Geschichten“	56
2.2.4.1. Wolfsgeschichten in Berichtform	56
2.2.4.2. Wolfsgeschichten als einfache Begebenheiten	63
2.2.4.3. Wolfsgeschichten als sagenhafte Begebenheiten	67
2.3. Szenische Form	69
III. LITERATUR	74
ANHANG	74